No. 33. Jahrgang IV. Allgemeine Israelitische Wochenschrift Berlin, 16. August 1895.

Jeschurun.

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expeditionen und den Buchhandel

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

„Die Geister werden wach!"

Monolog eines ungemütlichen Wieners.

(Nachdruck auch im Auszuge verboten).

Die Geister werden wach! Es ist eine Lust zu leben. Wie kurzsichtig und beschränkt waren doch unsere Väter. Da saßen sie, soweit es nur ihre freie Zeit gestattete, Tag und Nacht und studierten, vergraben in Berge von Folianten, ob auch draußen im öffentlichen Leben alles drum und drauf ging. Ihr ganzes Sinnen und Trachten, wenn sie einmal das „Geschäft" hinter sich hatten, war: lernen! — Und unpraktisch und einseitig, wie sie waren, erzogen sie auch ihre Kinder, unbrauchbar für die Welt, für die große Gesellschaft. Sie sollten nur lernen, nichts als lernen, fromm sein, sich bescheiden an die Wand drücken und das ganze menschliche Glück nur in der Familie, im Hause finden lernen! — Da sind wir, die Enkel, doch ganz andere Kerle. Unser Lebenselement ist die Politik, das öffentliche Leben. All unser Lernen, all unser Sinnen und Trachten läuft auf die politischen Ziele hinaus. Hat doch alle Wissenschaft keinen Wert, wenn sie nicht praktischen Zwecken dient, wenn sie nicht das wahrhafte Glück fördert: Amt und Würden, Ehren und Auszeichnungen zu verschaffen — das lernen heutzutage die Kinder schon in der Kinderstube — daher denn auch jene blöde Bescheidenheit vergangener Zeiten nur noch zu der Urväter Hausrat gehört, nur noch hie und da in antidiluvianischen Versteinerungen, in von der Zeit ganz vergessenen alten jüdischen Familien angetroffen wird.

Wie ganz anders als ehedem repräsentiert sich demgemäß unsere heutige Jugend! Vordem verheirateten die Großen Israels, sie mochten noch so reich, noch so angesehen, ihre Söhne und Töchter nur an den sogenannten geistigen Adel. Das Wissen galt da als die schönste und begehrenswerteste Mitgift, als die einzige Gewähr für edle Gesinnung. Der gelehrte Adel, wie plebejisch nach unseren heutigen geläuterten Begriffen er auch immer sein mochte, er war der dominierende, die Wertschätzung der Wissenschaft tyrannisierte das ganze Denk- und Gefühlsleben im Judentum.

Das haben wir nun, Gott sei Dank, alles glücklich überwunden. Das Judentum von heute hat sich nach langen und schweren Krisen auf die Höhe der Zeit, zur echten Aristokratie emporgeschwungen; die Geldaristokratie hat die volle Gleichberechtigung und Ebenbürtigkeit mit dem ältesten Adel erlangt, und nicht mehr wird in die niedrige Gelehrtenstube hinunter-, sondern in die aristokratischen Paläste hinaufgeheiratet. Und wie rapid es auch in dieser Richtung vorwärts geht, lehrt der Umstand, daß heute schon der jüdische Adel — ich meine den heiratsfähigen Nachwuchs — vollständig vergriffen ist, und gar mancher über heiratsfähige Töchter verfügende jüdische Geldaristokrat lugt vergebens nach einem adeligen Schwiegersohne aus.

Doch Israel ist nicht verwaist; auch der arische, die plebejische Arbeit verachtende Adel hat bereits die goldigen Eigenschaften unserer reich dotierten „jüdischen" Töchter würdigen gelernt. Und was unsere Söhne betrifft, so wagen sie kühn und mit Erfolg den Wettkampf mit den arischen Aristokraten um den Besitz der arischen Heldinnen des Geistes: den holdseligen und gemütstiefen Töchtern Terpsychorens, Thaliens und Melpomeneus — und obsiegen ihren Rivalen!

Ja, es ist eine Lust zu leben: die Geister werden wach!

Aber auch mit der soviel gerühmten Gelehrsamkeit unserer Vorfahren war es nicht weit her, zum mindesten war sie recht unpraktisch und unbrauchbar. Ich will das den laudatores temporis acti haarscharf beweisen: Man sollte es kaum glauben, daß ein Rabbiner von der Existenz eines „Zehngebotes" nichts wissen sollte. Und doch war dem so. Ich habe das schaudernd selbst erfahren. Vor etwa vierzig Jahren, ich war damals in der Volksschule, wo uns das Mysterium der „zehn Gebote" enthüllt wurde. Schwankend in der Reihenfolge derselben geworden, wandte ich mich an den hochgelehrten Rabbiner. Der aber sah mich groß an: „Was?" fuhr er mich an, „zehn Gebote? Wir haben Tarjag Mizwoth, das ist: sechshundertunddreizehn Gebote!" — Diese Ignoranz eines so großen Gelehrten machte mich damals sprachlos vor Entsetzen. — Weckt man aber heute einen achtjährigen Knaben aus dem Schlafe und fragt ihn nach einem beliebigen der „zehn Gebote", er wird es sofort auswendig hersagen. — Und das bewirkt der nur zweistündige Religionsunterricht in der Woche.

Ja wohl, die Geister werden wach!

Und wie weit haben wir es nicht in unserem eigentlichen, unser ganzes Innere bewegenden Element, in der Politik gebracht! Welch ein einflußreicher und mächtiger Faktor sind

wir nicht auf diesem, das ganze moderne Leben beherrschenden Felde geworden! Das zeigt sich am klarsten an dem riesigen Anwachsen des Antisemitismus: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ Unser übermächtiger politischer Einfluß hat die Frucht des Antisemitismus gezeitigt, und an dem breiten, sehr breiten Schatten, den dieser Neidhard wirft, ist leicht die Macht des Judentums zu messen. — Wie schüchtern und bescheiden arbeiteten doch auch auf diesem Gebiete unsere Vorgänger. Sie schufen israelitische Allianzen, welche zumeist nach Innen wirken sollten und kaum einmal im Jahre erfuhr man etwas von ihrer Thätigkeit. Wir dagegen rufen politische Vereine ins Leben, in denen laut gedonnert, und wenn es Not thut, auch die Faust geballt wird, daß es eine Art hat. Und wenn die Antisemiten es wagen, von „Hängen oder Köpfen der Juden“ oder von „Schußgeld“ zu faseln, so schicken wir unseren Kultusvorstand mit einem tadellos ausgearbeiteten Memorandum zum Ministerpräsidenten und — — unsere braven Wähler reiben sich vergnügt die Hände. Und wenn ein Pfarrer sich erdreistet, in der Kirche irgend einer obskuren Vorstadt Brandpredigten gegen die Juden zu halten, dann wehe ihm! Wir berufen eine Wählerversammlung ein, fassen himmelschreiende Resolution und entsenden eine Deputation bis hinauf zum Erzbischof, und — — die Zeitungen reden davon.

Aber auch nach Innen hat sich unser modernes Judentum gar prächtig entfaltet und verjüngt und hat das triste Kleid gänzlich abgestreift. Man erinnere sich doch nur, wie die ehemaligen Synagogen, deren jede Gemeinde eine Legion hatte, aussahen. Welch' düstere Betstuben waren das, und wie bis zum Erdrücken vollgestopft waren sie täglich am Morgen und am Abend. Und wenn ein Arier im Vorbeigehen einen flüchtigen Blick in dieselben warf, seine verachtungsvolle Bemerkung war: „Judenschule!“ Wie ganz anders jetzt. Jede größere jüdische Gemeinde hat ihren monumentalen Tempel, durch dessen gemalte Fensterscheiben die Sonne ihre ganze Fülle wirft, daß aus allen Winkeln architektonische Schönheiten und kirchliche Ornamente hervorlugen. Und beim Gottesdienst, wie bequem sind doch die Bänke! Man wäre versucht — so verlockend ist die Bequemlichkeit — die Beine der ganzen Länge nach auszustrecken; den Nachbar würde man nicht genieren, man hört ihn nicht, man sieht ihn nicht. Und was beruhigend wirkt, ist, daß selbst der allerchristlichste Besucher nichts Fremdartiges mehr darin findet, es wäre denn noch der einzige Rest mittelalterlicher Beschränktheit: daß die Beter „bedeckten“ Hauptes sind. — Doch, „warte nur, balde ruh'n auch die“.

Und der heutige Rabbiner, — um Verzeihung, — Seelsorger, Prediger . . . . was unterscheidet ihn, zumal auf der Kanzel, von dem protestantischen Pastor? Was waren es doch für mumifizierte Gestalten, diese ehemaligen Rabbiner! Das Dümmste und Unglaublichste an der Sache aber war, daß in früheren Zeiten der erste beste Geschäftsmann Rabbiner sein konnte, so unmenschlich viel wurde „gelernt“; während wir heute in einem glücklichen Zeitalter leben, wo umgekehrt fast jeder Rabbiner Geschäftsmann — — sein kann.

Und wie unbeholfen und täppisch waren unsere Vorfahren in der Bethätigung der Nächstenliebe! Von den antiquierten Stiftungen, welche die auch nur einigermaßen Begüterten testamentarisch hinterließen, will ich gar nicht sprechen. Aber die Art, Wohlthaten zu üben, war eine höchst primitive und von ganz unglaublicher Naivität. Man lief nämlich den Bedürftigen, weil sie unverschämt genug waren, nicht zu betteln, förmlich nach, drückte ihnen verstohlen reiche Gaben in die Hand und suchte unbemerkt zu verschwinden, als ob man ein Verbrechen begangen hätte, um beileibe nicht ertappt zu werden. Ist das nicht der Gipfel heiligster Einfalt? Man schämte sich und errötete, wie ein Mädchen, beim Wohlthun belauscht zu werden! Diese kindische Tölpelei haben wir längst abgethan. Wir betreiben die Nächstenliebe, der großen Zeit, in der wir leben, entsprechend, im großen Styl. Wenn wir am Abend spenden, so lesen wir es schon am anderen Morgen beim Kaffee in den Zeitungen gewissenhaft verzeichnet. Das regt auch andere zum Wohlthun an. Das ist die Frucht der guten That. — Wer jetzt spendet, weiß alle Welt; wer es aber bekommt, darüber brauchen wir uns keine Sorgen zu machen, damit haben sich andere zu befassen, welche nicht in der glücklichen Lage sind, öffentlich spenden zu können. — Und wenn wir in dieser antisemitischen Zeit Anstalten stiften, so sorgen wir schon dafür, daß wir nicht dupiert werden. Wir erklären von vornherein klipp und klar öffentlich: „Ohne Unterschied der Konfession!“ O, wir sind klug und weise, und uns betrügt man nicht, denn — die Geister werden wach!

Austracius.

Berliner Weltverbesserer.

A und B.

Unter der etwas weitläufigen Ueberschrift: „Die Herren Ahlwardt, Böckel und Bodeck auf dem Kriegspfade nach Gratismanuskripten und 10 Pfennig-Marken“, brachte das „Volk“ am letzten Donnerstag einen Artikel, der einiges Aufsehen erregt hat. Durch die Wiedergabe desselben erweisen wir der Mehrzahl unserer Leser keinen Dienst, indem sie ihn, bald im Auszuge, bald wörtlich, in den politischen Tageszeitungen gelesen haben dürften, allein wir möchten doch dieses Genrebildchen in dem neu angelegten antisemitischen Familien-Album nicht missen, und lassen darum den Artikel unverkürzt folgen:

„Es giebt Antisemiten, die das Geldverdienen genau so gut verstehen, wie die Juden. Beweis: Das Organ der Herren Ahlwardt, Bodeck und Böckel und sonstiger „freiheitlicher“ Antisemiten, das „Deutsche Volksrecht.“ Dies so ziemlich unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinende Blatt bringt an der Spitze seiner Nummer vom 7. August folgendes Preisausschreiben:

„An unsere Leserinnen und Leser.

Ermutigt durch die ständigen Erfolge, die das „Deutsche Volksrecht“ zu verzeichnen hat, soll hiermit ein

Preisausschreiben

eröffnet werden.

Wir setzen 3 Preise aus für Original-Novellen, -Erzählungen, -Reisebriefe, -Plaudereien und -Skizzen aller Art usw. Dieselben müssen bis spätestens 20. August in unseren Händen sein und auf dem Kouvert den Vermerk „Preisausschreiben“ und ein Motto tragen.

Das Preisrichteramt übernehmen zwei Herren aus der Redaktion.

Folgende Bestimmungen bitten wir zu beachten:

1. Sämtliche Bogen sind einseitig zu beschreiben und müssen links oben oder am Ende der Arbeit Namen, Straße oder Wohnort des Einsenders tragen.

2. Die Arbeiten dürfen nicht mehr wie 800 Druckzeilen umfassen und müssen leserlich geschrieben sein.
3. Sämtliche eingehenden Arbeiten sind Eigentum der Redaktion und gelangen je nach Beurteilung nach und nach in unserem Blatte ohne Anspruch auf Honorar zum Abdruck. Die preisgekrönten Arbeiten werden zunächst veröffentlicht.
4. Jeder Zusendung ist eine Zehnpfennig-Briefmarke beizufügen.
5. Jeder Zusendung ist die letzte Abonnements-Quittung beizufügen.
6. Jeder Einsender erklärt durch seine Zusendung sein Einverständnis mit vorstehenden Bestimmungen.

Folgende 3 Preise sind ausgesetzt:
1. 10 Mark bar.
2. Ein vollständiges Exemplar „Volksrecht" gebunden.
3. 10 Agitationsschriften und 6 Novellen.

Wir bitten unsere verehrten Leserinnen und Leser, sich recht zahlreich an diesem Wettbewerb beteiligen zu wollen.

Mit freideutschem Gruß

Redaktion des „Deutschen Volksrecht."

Heißt e Geschäft! Gelingt der Plan des Herrn Böckel, so gehen eine Anzahl von Original-Novellen, -Erzählungen -Reisebriefen, -Plaudereien, -Skizzen usw. ein. Sämtlich in einer Ausdehnung bis zu 800 Druckzeilen. Das „Deutsche Volksrecht" erwirbt also einen ordentlichen Stapel Manuskripte. Und was kosten ihm diese Manuskripte? „Anspruch auf Honorar" giebt es nicht, wie es ausdrücklich unter Bedingung 3 heißt. Kommen also nur die Preise in Betracht. Der erste beträgt 10 Mark! Pyramidal! Der zweite besteht in Makulatur. Der dritte desgleichen. Selbst der Buchwert dieser beiden Preise — reeller Wert ist nur mit dem Mikroskop festzustellen — dürfte sich auf höchstens 6 Mark belaufen, da das „Deutsche Volksrecht" erst seit dem 1. April 1895 erscheint. Für eine Gesamtausgabe von 10—16 Mark hoffen also die Herren Böckel und Ahlwardt zehntausende von Druckzeilen „Originalmanuskript" zu erwerben. Doch nein! So hoch beläuft sich ihre Ausgabe gar nicht einmal. Jeder Zusendung ist ja laut Bedingung 4 eine 10 Pfennig-Marke beizufügen. Von der Rücksendung der Manuskripte ist nicht die Rede. Die beigefügten 10 Pfennig-Marken sind also barer Verdienst der Herren Redakteure, sozusagen das Eintrittsgeld zum „Deutschen Volksrecht." Nun, aufs Entreenehmen hat sich ja Herr Ahlwardt immer ausgezeichnet verstanden. Beteiligen sich recht viele Leser des „Deutschen Volksrechts" an der ungermanischen Preisbewerbung, so wird der Ertrag so ziemlich derselbe sein, wie bei einer mäßig besuchten Volksversammlung. Schließlich ist's ja auch einerlei, wie die Anhänger der Ahlwardt und Böckel ihr Geld loswerden, ob durch den Besuch der Versammlungen ihrer „Führer", oder Mitarbeit an ihrem Parteiorgan.

Das Einkassieren von 10 Pfennig-Marken scheint Spezialität der Redakteure des „Deutschen Volksrechts" zu sein. Wenigstens lesen wir an einer anderen Stelle derselben Nummer:

„Wir wollen von jetzt ab jeden Sonntag einige Preisrätsel in unserer Zeitung bringen. Jeder Einsender von richtigen Lösungen nimmt an der Verlosung der 5 Preise teil. Als Preise sind gute Agitationsschriften ausgewählt. Die Lösungen müssen bis Freitag Mittag mit beigeschlossenener 10 Pfennig-Marke in unserem Besitze sein. Quittung über richtig eingesandte Lösungen und über die Gewinner wird in der Sonnabend-Nummer gebracht." —

Wir möchten wohl wissen, wie die Herren Ahlwardt, Böckel und Bodeck es nennen würden, wenn eine jüdische Zeitung sich in ähnlicher Weise auf die Ausbeutung ihrer Leser durch Verlockung zur Einsendung von Gratismanuskripten und 10-Pfg.-Marken verlegen würde." —

So weit das Stöcker'sche „Volk." Das brave Blatt hat ja so recht! Aber es scheint seine antisemitischen Kollegen von der Zunft sehr schlecht zu kennen, sonst würde es sich über jenen in der deutschen Journalistik allerdings bisher unerhörten Tric nicht so außerordentlich entrüsten! Wer, wie namentlich Herr Ahlwardt die Kunst des Anpumpens zu einer Höhe gebracht hat, um die ihn selbst ein Herr von Hammerstein beneiden könnte, der schluckt schließlich auch, wie der Teufel in der Not Fliegen, Zehnpfennigmarken. Und wer, wie das „Volk" über den verflossenen Kreuzzeitungsredakteur, der einen Pensionsfonds von mehr als Hunderttausend verschwinden ließ, so milde geurteilt, der braucht sich auch nicht aufzuregen, wenn kleine Geister, wie Ahlwardt, Böckel und Genossen in ihrem Dalles mit Zehnpfennigmarken sich begnügen.

Die Pensionate in Berlin.

Von Bar Minan.

(Schluß).

Nehmen wir immer den glücklichsten Fall, daß der Betreffende schon in den ersten Monaten das ganze Pensionat mit zahlungsfähigen jungen Leuten besetzt hat und sogar zu den 8 Pensionären noch 10 tägliche Tischgäste hat, so stellt sich die Einnahme folgendermaßen:

Ein Pensionär zahlt durchschnittlich den Höchstbetrag von 50 Mk., 8 solcher	400 Mk.
Zehn Tischgäste pro Mittag 75 Pf.	225 „
Monatsertrag zusammen	625 Mk.

Die Ausgaben betragen nach jahrelanger persönlicher Erfahrung pro Pensionär und Tag für Kaffee, Frühstück, Mittag, Vesper und Abendbrot 1,50, pro Monat

	360 Mk.
Mittagessen pro Person 40 Pf., „ „	120 „
Miete pro Monat	125 „
Abzahlung für Möbel	25 „
Dienstmädchen und Steuern	25 „
	655 Mk.

Wir nehmen nun an, daß die ganze Familie, gleichviel, aus wieviel Personen sie besteht, in dem Preise für die Verpflegung der 18 Personen miteinbegriffen ist, so bleibt (wo? Red.) für die große Wäsche, Kleidung, Schulgeld und außerordentliche Ausgaben für Arzt 2c. ein Plus von 30 Mk.

Thatsächlich aber stellt sich die Rechnung weit ungünstiger, denn erstens finden sich 8 Pensionäre erst im Laufe von ebenso vielen Monaten, und sodann gehen einzelne, z. B. Studenten, die nur 5—6 Monate hier wohnen, oder Kommis, die gelegentlich in einer entfernteren Stadtgegend ihre Stellung verändern, ab, und selten vergeht ein Monat ohne ein Manko von 100—150 Mk. Dieses Manko wird nicht sofort gemerkt, denn zunächst erhalten die Lieferanten weniger. Sämtliche Verbrauchsmittel werden natürlich auf Monatsrechnung entnommen: Fleisch, Gemüse, Geflügel, Backwaren u. s. w., und diese Artikel werden anfangs ebenso gern auf Kredit gegeben wie die Möbel. Solange die Rechnungen

pünktlich entrichtet werden, geht alles gut. Wehe aber, wenn man einmal beginnt, nicht die ganze Rechnung zu ordnen! Im ersten Monat ist es nur ein Rest von 25 Mk., im nächsten sind es schon 50 Mk., und ehe sechs Monate vergehen, ist der Pensionsinhaber an sämtliche Lieferanten einige tausend Mark schuldig. Was für Qualen aber erträgt die Hausfrau, bevor es zur gänzlichen Auflösung kommt. Der Fleischer, Bäcker, die Gemüsefrau, — lauter Menschen, mit denen nicht gut Kirschen zu essen ist, — werden unwillig; sie liefern unpünktlich, geben schlechte Ware für teures Geld, und diese geringeren Qualitäten wirken ebenfalls wieder auf die Güte des Mittagessens und verscheuchen Kostgänger und Pensionäre. Manches Pensionat erhält sich allerdings künstlich so einige Jahre, aber das Ende ist doch fast immer trübe. Es ist und bleibt ein ungünstiges Verhältnis, wenn eine kleine Familie oder gar eine einzelne Frau einen solchen Riesenapparat in Bewegung setzen muß, um im glücklichsten Falle unter schwerer Arbeit und fortgesetzten Sorgen sich allein zu ernähren.

Kein Geschäft erfordert so große Anstrengungen, wie ein Pensionat. Die Inhaber, Mann und Frau, gehören sich nicht an. Die Familienbande werden gelöst, die Kinder vernachlässigt.

Noch im vorigen Jahre ist ein namhaftes jüd. Pensionat in der Nähe der Börse, das mit einem Barkapital von 3000 Mk. errichtet resp. gekauft wurde, auf eine klägliche Weise verkracht. Die Schuldsumme betrug 5000 Mk. und die trauernden, kleinen Lieferanten waren mit ruiniert. —

Was wir durch diese trübe Schilderung bezwecken, ist klar. Wir wollen vor leichtsinniger Errichtung solcher Unternehmungen warnen. Es giebt überhaupt kein Geschäft, das man ohne genügende Mittel gründen kann, und es ist eine alte Erfahrung, daß solche katilinarische Existenzen zum Ruin führen.

Wer ein genügendes Anlagekapital besitzt, — das aber nicht zu klein sein darf — der mag ein Pensionat gründen und er wird mit Geduld und Ausdauer, mit Hilfe einer sehr tüchtigen Hausfrau, sich im Laufe der Jahre eine bescheidene Existenz schaffen. Vor allen Dingen darf die Ausstattung an Möbeln, Küchengeräten und Wäsche nicht auf Abzahlung angeschafft werden. Die Möbel halten zwei Umzüge kaum aus; die Wäsche ist nach einem halben Jahre ruiniert und alles ist 66% teurer, als solide Ware, die man gegen Kasse kauft. Die Abzahlungsgeschäfte haben den dauernden Ruin des Volkswohlstandes verursacht und nur einzelne Subjekte bereichert!

Ein gut geleitetes, solides Pensionat hat auch einen hohen ethischen Wert. Unseren jungen Leuten und Mädchen, die in der Provinz religiös erzogen, finden hier liebevolle Aufnahme und familiäre Behandlung. Sie werden der Väterreligion nicht entfremdet und finden inmitten der Sabbatarbeit hier am Freitagabend einen festlich gedeckten Tisch, hören noch das liebgewordene Kiddusch und das Tischgebet und werden vor mancher Verirrung bewahrt. Gar mancher Jüngling ist durch ein Pensionat vor Fehltritt und Abfall bewahrt worden. Soll aber ein solches Institut erziehlich wirken, so muß es auch auf festen Füßen stehen und nicht von der Gnade eines Lieferanten abhängen.

Vor fünfzig Jahren.

Reminiszenzen von Moritz Scherbel.
(Schluß).

Kinder ganz armer Eltern wurden unentgeltlich unterrichtet, d. h. der Lehrer wurde hierfür von dem Verein „Talmud Thora" honoriert. Es war nicht zu verkennen, daß diejenigen, die dieser Vergünstigung teilhaftig wurden, eine gewisse Demütigung dabei empfanden, denn wie auch die ästhetischen Empfindungen bei der damaligen jüdischen Jugend beschaffen gewesen sein mögen, ihr Sinn für Ehre war ein ausgeprägter.

Außer dem genannten Verein für Förderung des talmudischen Wissens unter den Kindern armer oder unbemittelter Eltern, gab es noch mehrere Legate, die einen gleichen Zweck zur Bestimmung hatten. Je nach der Höhe der ausgesetzten Summe wurden 4, 5 oder 6 Kinder, die indes eine ganz besondere Begabung besitzen mußten, von Lehrern unterrichtet, die schon höher im Range standen. Es galt daher als eine gewisse Auszeichnung, wenn Schüler zu den „Vierern", „Fünfern" oder „Sechsern" gelangten, sodaß deren Eltern, wenn sie Gelegenheit dazu hatten, mit einem gewissen Stolze es bekundeten, daß ihr Sohn zu den „Ausgezeichneten" gehöre. Je mehr Sorgfalt indes dem Unterrichte im Talmud zugewendet wurde, desto geringer war das Interesse für die hebräische Grammatik, damals „Dikduk" genannt. Es galt schon als ein gewisser Luxus sich damit zu beschäftigen, und während sonst wenigstens 30 Lehrer durch den hebräischen Unterricht, wenn es die andern Zweige derselben betraf, ihre Existenz fanden, gab es nur einen einzigen, sogar blinden Mann, bei dem man den Unterricht in der Grammatik aufsuchte. Und er reichte aus, denn zum Studium des Talmuds bedurfte es nach der damaligen Meinung keiner Grammatik.

Als später die jüdischen Elementarschulen eingeführt wurden, da wurde auch in einigen wenigen Stunden in der Woche daselbst der Pentateuch übersetzt, auch etwas Grammatik gelehrt und die Glaubens- und Pflichtenlehre in Behandlung genommen. Allein es geschah dies mit so geringem Ernste von seiten der Lehrer und mangelnder Lust von seiten der Schüler, die darin ein ihnen bis jetzt ganz fremdes Element erblickten, daß die Erfolge sich auf Null reduzierten.

Nun aber wirft sich uns die Frage auf: Wie war es möglich, daß bei diesen erbärmlichen Schulverhältnissen, bei diesem Mangel an einem systematischen Unterricht im jüdischen Wissen und in der Religion dennoch eine Festigkeit in dem ererbten Glauben fortbestand, die, wenn wir sie mit dem heutigen allgemein gelockerten religiösen Bewußtsein vergleichen, das Lob doch ganz gewiß auf ihrer Seite hatte? Gewiß, die Zeiten sind anders geworden, die Verhältnisse nicht dieselben geblieben und die antireligiöse Strömung, wie sie sich überhaupt jetzt der Menschheit bemächtigt, hat die Juden in einer Weise in Mitleidenschaft gezogen, die uns die Zukunft unseres Judentums grau in grau zeichnet. Wohl wahr, wenn wir einen Blick zurückwerfen auf die damalige Handhabung des hebräischen Unterrichts, auf die dumpfen Chedarim, auf die Ungelenkigkeit der Lehrer, auf das Fehlen der nötigen Schuldisziplin — dann müssen wir uns, wollen wir aufrichtig sein, sagen, das alles war nicht schön und ist sicherlich nicht zurückzuwünschen. Was aber sollen wir sagen, wenn wir unsere heutige Jugend schauen, mit ihrer Unwissenheit in der jüdischen Litteratur, mit ihrer Unkenntnis im Hebräischen, mit ihrem religiösen Leichtsinn, ihrer sittlichen Frivolität, wie sie uns leider nur zu oft sich darbietet und sich als die wurmstichigen Früchte des alten Stammes Israel unseren Augen offenbaret!

Was sollen wir sagen zu einem Fortschritt der Zeit, der sich etwa nicht blos kundgiebt in einem geregelten Schulwesen, in einer systematischen Behandlung auch des hebräischen Unterrichts, in einer Herstellung würdiger Lehrstätten und in

der Anstellung tüchtiger, für ihren Beruf vorbereiteter Lehrer — dafür auf der andern Seite eine religiöse Verflachung und ein jüdisches Unwissen uns zeigt, dessen letzte Konsequenzen kaum abzusehen und in Erwägung gezogen werden können? Ist er zu greifen, dieser Fortschritt? — Und auf unsere Frage von oben zurückkommend: was hat in jener Zeit vor fünfzig Jahren den religiösen Geist und das religiöse Wissen in Kraft erhalten, trotzdem die Art der Pflege von beiden so unausreichend, ja so herzlich schlecht gewesen ist?

Wir antworten hierauf: daß lediglich der Wille der Eltern es war, der Wille der Eltern, ihre Kinder zu wahren Juden heranbilden zu lassen, der mit einem gewißen Hochdruck über die vorhandenen Mißstände hinweg seine Forderung zur Geltung brachte. Sie hatten zum Wahlspruch; בנינו כנטיעים מגודלים בנעוריהם. Unsere Jugend, sie besteht aus Sprößlingen des alten Stammes Israel und muß unter dieser Bestimmung groß gezogen werden.

Und der Wille der Eltern ist es auch heute, dem unter allen Umständen das Fehlen des jüdischen Bewußtseins und der Mangel an Pflichtgefühl der Religion gegenüber zugeschrieben werden kann.

Nimmt man noch hinzu, daß in jener Zeit vor fünfzig Jahren die nachbiblische Geschichte ganz und gar ignoriert, daß also das anregende, begeisternde Moment, das diese für die Jugend in sich birgt, derselben ganz fern geblieben, so muß die nichtsdestoweniger vorhanden gewesene Liebe und Anhänglichkeit für das Judentum umsomehr überraschen. Keine Ahnung hatten die damaligen Kinder von den Makkabäerkämpfen und dem bewiesenen Heldenmut in denselben, den Episoden, welche ein so ruhmreiches Blatt in der Geschichte des jüdischen Volkes bilden. Nichts Näheres wußten sie von einem Hillel, einem Rabbi Jochanan ben Sakkai und den sonstigen Größen jener Zeit. Kamen diese Namen im Talmudunterricht vor, so wurde trocken darüber hinweggegangen. Die erschütternde Tragödie vom Untergang des jüdischen Staates lernten sie aus der sagendurchwobenen Erzählung aus dem Talmud kennen, die mit Kamza und bar Kamza beginnt und von den Leiden des Titus durch die Mücke mit dem kupfernen Schnabel berichtet.

Was in den späteren 1800 Jahren mit den Juden vorging, hatten sie keine Ahnung, und selbst einen Mendelssohn kannten sie nicht einmal dem Namen nach.

Wie ganz anders heute. Welche Mühe giebt man sich nicht, um den jüdischen Schüler mit der Geschichte seines Volkes bekannt zu machen! In hundertfältiger Weise wird ihm zur Kenntnis und zum Bewußtsein gebracht, daß in und an dem jüdischen Stamme sich nichts befinde, das den Wunsch erwecken könnte, in ihm nicht geboren zu sein. Er vernimmt von Heldenthaten aus der Vergangenheit seiner Nation, die von denen anderer Völker nicht überstrahlt; lernt Männer, die im Judentum gelebt, kennen, deren wissenschaftliche Bedeutung und moralische Stärke beispielgebend für ganze Generationen wirken mußte. Und dennoch —: immer blasser und blasser wird der Wert der Zugehörigkeit zum Judentum in den Augen unserer jetzigen Jugend, immer unbequemer fühlt sie sich in dem Bereich des Glaubensbekenntnisses, in dem sie geboren — von Resignation und Selbstverleugnung keine Spur.

Demnach ist der Fortschritt, den Israel in dieser Beziehung gemacht, kein glücklicher. Und in der That, je mehr sich die Geschichte des jüdischen Volkes verlängert, desto mehr schwinden die Lichtpunkte derselben aus dem Bewußtsein seiner Angehörigen; ein, ach gar sehr trauriges Faktum, das man sich vergebens abmüht, mit dem Flitter zu bedecken, den man äußerlich den Kultuseinrichtungen zuwendet! Wenn ein Volk nach dem Alter, das es besitzt, geschätzt würde — und es geschieht dies ja sonst bei Beurteilung des Wertes einer Nation — so müßte Israel mit zu denen gezählt werden, die den ersten Rang einnehmen. Allein es geschieht dies nicht, und Israel selbst will davon nichts wissen. Sollten hier vielleicht nicht die Worte der Schrift angewendet werden können:

ועיני ישראל כבדו מזקן לא יוכל לראות

daß die Augen Israels altersschwach geworden, weshalb es den Wert, der in seiner Nation liegt, nicht zu schauen, nicht zu erkennen vermag?

Die Juden in Sibirien.

Odessa, im August.

Die brave „Nowoje Wremja“ ist weit ins Feld gegangen, um den neuesten fürchterlichen Angriff der Juden gegen das Gemeinwohl des russischen Landvolks zu suchen. Die Entdeckung, die das ehrenwerte Blatt gemacht hat, ist nach allem, was wir von ihm schon erlebt haben, durchaus nicht sehr aufregend, aber sie genügt, um eine jener haltlosen Grundlagen zu bilden, von welchen aus Herr Suvorin seine herzergreifenden Jeremiaden ob der Verderben der jüdischen Unterthanen des Zaren in gewohnter Weise losläßt. Jede öffentliche Aeußerung der „Now. Wrem.“ wird, so oft dieses dünkelhafte politische Organ eine Frage der einen Stoff behandelt, der sich direkt oder indirekt auf die Juden bezieht, durch unauslöschlichen Haß, durch boshafte Bigotterie und schamlose Lügenhaftigkeit bezeichnet.

Nicht im heiligen Reußenlande selbst ist der „neue Beweis“ jüdischer Ausbeutungssucht von den weitsichtigen Argusaugen der „Now. Wremja“ entdeckt worden, sondern in den unwirtlichen Einöden Sibiriens. Nach Sibirien geht man bekanntlich nicht des Vergnügens wegen, aber die Juden scheinen es doch gethan zu haben. In den Gouvernements Jenisseisk, Irkutsk u. a. leben nach oberflächlicher Schätzung mehr als 20000 Juden. Es sind hauptsächlich vor Jahren hierhergebrachte Deportierte nebst ihre Familien, denen das Recht verliehen wurde, beständig in diesen Provinzen zu wohnen; dazu kommt dann noch ein Häuflein freiwilliger jüdischer Ansiedler. Mit ihrer unanfechtbaren Intelligenz und Geschäftskenntnis haben diese jüdischen Ansiedler nun einige kleine, aber nützliche und nutzbringende Industrien eingeführt, die bis jetzt von den hilflosen und unwissenden russischen Bauern, welche aus dem europäischen Rußland nordostwärts ausgewandert sind, schwer entbehrt worden waren. Die Anwesenheit dieser bemittelten jüdischen Elemente in den oben genannten Gouvernements ist also für die russischen Einwanderer ein wahrer Segen. Die vage Behauptung der „Now. Wrem.“, daß die Juden in diesen Provinzen die schändlichste Bewucherung und Ausbeutung der russischen Bauernkolonien als ihren Lebenszweck betrachten, ist nichts als grundloses und falsches Geschreibsel. Der größte Teil der dort lebenden Juden sind fleißige und glückliche Landwirte, wie erst letzthin durch eine wohlverbürgte Mitteilung an die „Petersburger Zeitung“ festgestellt wurde. Die „Now. Wr.“ glaubt konstatieren zu können, daß die sibirischen Juden mit fieberhafter Eile Verwandte und Freunde aus dem europäischen Ruß-

land nach den seligen Gefilden Sibiriens rufen, damit möglichst viele Glaubens- und Stammesgenossen sich aus der großen Krippe sättigen. Dabei weiß aber das russische Blatt sehr wohl, wie schwer es für die Juden Süd-Rußlands ist, Erlaubnis zur freiwilligen Auswanderung nach Sibirien zu erhalten. Der ehrliche Suvorim macht natürlich absichtlich diese mit Ueberlegung gefälschte Angabe, weil sie ihm den an den Haaren herbeigezogenen Grund liefert, die Regierung vor der grausigen Gefahr eines Auszuges der Juden nach Sibirien zu warnen; durch die sibirische Eisenbahn werden diese herrlichen Provinzen in kurzem dem Weltverkehr geöffnet werden und wenn dann die Juden in Scharen herbeiströmen, ist es mit der ganzen Herrlichkeit in Sibirien vorbei. Bei einer Besprechung der phantastischen und dunklen Andeutungen ihrer werten Kollegin, fragen die „Nowosti" ganz richtig, ob die „Now. Wrem." bei ihrer Schilderung der Bauern-Ausplünderung in den sibirischen Provinzen nicht etwa in der Geschwindigkeit jüdische Wucherer mit russischen Kulaks verwechselt hat. Die russischen Kulaks sind eine allgegenwärtige Horde gemeiner Wucherer und Schmarotzer, welche jeden ländlichen Bezirk Nord-Rußlands verheeren, und es steht fest, daß viele von ihnen mit den russischen Ansiedlern nach Sibirien ausgewandert sind. Es ist ferner bekannt, daß dort, wo die Kulaks ihre Zelte aufgeschlagen und ihre „Filialen" haben, jüdische Wucherer selbst der schlimmsten Sorte überhaupt nicht aufkommen können. Die „Nowosti" weisen schließlich darauf hin, daß seit dem Beginne der Auswanderung ländlicher Ansiedler nach Sibirien die Behörden vergeblich alle Anstrengungen gemacht haben, die schändliche Ausbeutung seitens der Kulaks zu unterdrücken; man hat aber nie davon gehört, daß auch gegen jüdische Wucherer vorgegangen werden mußte. Aber selbst solch' unanfechtbare Beweise, wie sie die „Nowosti" anführt, werden Blätter vom Schlage der „Now. Wrem." nicht von der Ungerechtigkeit der gegen die sibirischen Juden gerichteten pöbelhaften Angriffe überzeugen. Haß und Bosheit sind einer ehrlichen Belehrung unzugänglich.

Sibirien wäre allerdings ein gutes Feld für jüdische Industrie, Sparsamkeit und gedeihliche Ausdauer, wenn die Regierung das Land einer reichlichen Einwanderung aus den überfüllten Gebieten Rußlands öffnen und den jüdischen Ansiedlern, ebenso wie sie es den russischen Einwanderern gegenüber thut, Landlehen und andere Privilegien gewähren wollte. Aber das wird wohl leider ein frommer Wunsch bleiben! —

Die amerikanische Rabbinerkonferenz.

St. New-York, 22. Juli.

Wenn auch der Präsident des Rabbinerverbandes, der sonst um das Judentum in Amerika hochverdiente Dr. Isaac M. Wise, den Mund sehr voll nahm in seiner Begrüßung der versammelten Rabbiner, die sich zur Jahresversammlung der Zentral-Konferenz amerikanischer Rabbiner in Rochester einfanden, so war doch die Konferenz schwach besucht. Nur fünfzehn Teilnehmer waren anwesend und das gelehrte Rabbinertum glänzte durch Abwesenheit. Es waren weder Dr. Kohler, noch Dr. Jastrow, noch Dr. Szold zugegen, und doch hielt es der greise ehrwürdige Präsident nicht für übertrieben, die Versammlung als das größte Sanherin zu bezeichnen, das je in der Geschichte Israels zusammengetreten war. Wenn Esra und Nehemia diese Botschaft vernahmen, so haben sie wahrscheinlich herzlich gelacht, — wenn in den elyseischen Gefilden überhaupt gelacht werden darf. Aber die wußten auch nichts von Amerika und haben auch keine Ahnung, was so ein Seminar-Präsident alles verüben kann, wenn er sich auf den „Spread Eagle" setzt und da alles für sich und seine Leute in Anspruch nimmt, das nur in Anspruch genommen werden kann. Der Vizepräses der Konferenz, Dr. Gustav Gottheil von hier, war denn auch viel anspruchsloser in seinen Ausführungen, indem er sich über die Aufgaben der Konferenz wie folgt äußerte:

„Wir begehren keine ungehörige Autorität, wir wollen Ihnen kein lästiges Joch auferlegen. Wir wünschen die Hände Ihrer Führer zu stärken nicht durch dogmatische Autorität, sondern einfach durch die Macht der Ueberzeugung, die Stärke der Union, die Bande der Organisation. Unser Losungswort ist die Union. Unsere Vereinigung ist noch jung, und fragt man uns: „Was ist ihr Name?" so antworten wir mit den Worten des Midrasch, der uns erzählt, daß auf die Frage Mosis: „Was ist Dein Name?" Gott erwiderte: „Bin ich zu Deinen unterdrückten Brüdern herabgekommen, um nach meinem Namen gefragt zu werden? Durch meine Thaten sollst Du mich erkennen." So antworten auch wir: „Lernet uns durch unsere Thaten kennen, durch das, was wir ausgeführt haben. Wir haben einen großen Schritt vorwärts gethan, indem wir uns zu einem Rituale vereinigten, das allen Suchenden Trost und Vertrauen gewähren wird. Wer die Schwierigkeiten kennt, gegen welche wir zu kämpfen hatten, weiß welcher Mut zu diesem kühnen Unternehmen gehörte. Gute Werke sind die Kundgebungen einer höheren Idee! „Vieles habe ich von meinem ehrwürdigen Lehrer, mehr von meinen Gefährten, am meisten aber von meinen Schülern gelernt," sagte ein Rabbiner des Altertums. Wir sind hierhergekommen, um von Ihnen zu lernen, denn alle tasten wir im Dunkeln." —

War auch die talmudische Gelehrsamkeit in Rochester nicht sehr stark vertreten, so war doch ein Stern erster Größe anwesend, und zwar Dr. Emil G. Hirsch von Chicago, der unermüdliche Arbeiter, der geistvolle Redner, der Mann, der vor allem den Mut der Ueberzeugung hat. Und seine Abhandlung, die er mitbrachte, war wohl der Mühe wert, daß die Rabbiner zusammen kamen und die Botschaft vernahmen. Sie war ein Meisterwerk und verdient in Millionen von Exemplaren in allen Kreisen verbreitet zu werden.

Sein Thema war: „Die Philosophie der Reform-Bewegung in Amerika", und einige wenige Auszüge zeigen den tiefen Inhalt und den kühnen Aufflug, den er in dieser merkwürdigen Abhandlung nimmt.

„Der jüdische Gott ist mehr als eine bloße Behauptung des einen in allem und des Alls in einem. Der jüdische Gott, nach den Lehren der jüdischen Weisen, hat ein Heiligtum nicht aus Stein gemeißelt, einen Tempel, der nicht einmal aus den in der Nacht blinkenden Sternen besteht, noch aus Blumen, die in jedem Frühling frisch empor blühen, noch ist dieser Tempel von den silbernen Wellen benetzt, die im plätschernden Strom durch die Runischen Gefilde fließen und Gott in Feld und Wald, in Wiese und Berg verkünden. Gott schuf alles, aber die Schöpfung erreichte ihren Höhepunkt im Menschen, und er, im Ebenbilde Gottes geschaffen, er ist die Basis des jüdischen Monotheismus. Der Mensch, nicht blos in allem Anfang im Ebenbilde Gottes geschaffen, sondern in aller Ewigkeit das Ebenbild Gottes. Vergleicht mit diesem fundamentalen

Grundsatz, was andere Religionen darüber lehren, und Ihr werdet finden, daß diese bahnbrechende Entdeckung dem Genie des Judentums zu verdanken ist, durch die unsterblichen Propheten."

Rabbiner Adolph Moses hielt die Konferenz-Predigt, die sich durch Ideen-Reichtum und Gediegenheit der Anschauung auszeichnete. Er schloß ungefähr mit folgenden Worten: „Religion muß zeigen, daß ohne die reale oder objektive Existenz Gottes, als der unendliche Grund und die Ursache alles dessen, das besteht und vergeht, die Welt der endlichen Dinge, die Einheit, die Ordnung und Harmonie des Universums unbegreiflich wären. Die Religion muß den Beweis antreten, daß die zweckanstrebenden Entwicklungen und Thätigkeiten der Natur bemerkbar sind, ihre Erklärung blos in der wirklichen Existenz einer universalen, schaffenden Intelligenz finden. Die Religion muß es zum Ausdruck bringen, daß Bewußtsein oder die Denkkraft ein neues Phänomen wäre, wofür keine Ursache ausfindbar ist, eine ganz fremde Anomalie in der Mitte der materiellen Welt, wenn wir nicht annehmen würden, daß das göttliche Ego, die Ursache der Ursachen, eine selbstbewußte Kraft sei, eine selbstbestimmende Intelligenz." —

Das Resultat der viertägigen Sitzung war im ganzen ein negatives. Die gegen Schluß vorgenommene Wahl ergab das folgende Resultat: Präsident: Dr. Isaac M. Wise; Vice-Präsident: Dr. G. Gottheil; Schatzmeister: Dr. S. Hecht; protokollierender Sekretär: Charles E. Levi; korrespondierender Sekretär: Dr. David Philippson; Exekutiv Kommittee: die Rabbiner Mintzner, Leucht, Stolz, Rostar, Landsberg, Neid und Hirsch.

Biographische Bausteine.

— **Bundesrat Dr. Schenk** (gestorben am 18. Juli dieses Jahres). Herr Professor Lazarus schreibt uns aus Schönefeld bei Leipzig:

Es dürfte Ihre Leser interessieren, von dem hohen Adel freier humaner Gesinnung Kenntnis zu gewinnen, welche den jüngst verstorbenen Herrn Dr. Carl Schenk, schweizerischen Bundesrat ausgezeichnet hat und sein Andenken auch in unserer Mitte zu einem gesegneten macht. Dr. Schenk, im 73. Jahre aus dem Leben geschieden, ist über dreißig Jahre Mitglied des Bundesrats und in demselben sechs Mal Präsident der Republik gewesen, nachdem er vorher an zehn Jahren der Berner Kantonalregierung angehört hatte. Vor seinem Eintritt in die politische Laufbahn war er gegen zehn Jahre amtierender Pfarrer. Zur Erinnerung an die jugendlichen theologischen Studien, welche beiden also gemeinsam war, hat ihm Schreiber dieser Zeilen seine Schrift über den Jeremias gesendet, und darauf nachfolgenden Brief von ihm erhalten.

Zum Verständnis der Worte „in unserem kleinen Kreise" ist zu bemerken, daß dieser meist aus Staatsmännern und nur einigen wenigen Gelehrten bestand, die sich jeden Sonnabend Nachmittag auf etliche Stunden, reihum, zu freiem Gedankenaustausch versammelten und zu dem auch ich fast die ganze Reihe von Jahren, während welcher ich Professor an der Universität zu Bern gewesen, gehörte. Der Brief lautet:

Bern, den 7. September 1894.

Mein verehrter Herr und Freund!

Die gütige Zusendung Ihrer Schrift über den Propheten Jeremias hat mir große Freude gemacht; sie ist mir ein liebes Zeichen, daß Sie sich noch Ihrer alten Freunde in Bern erinnern, und daß Sie selbst noch frisch und unausgesetzt thätig sind. Wir haben während der letzten Jahre in unserem kleinen Kreise oft von Ihnen gesprochen und die Traurigkeit mitgefühlt, die sich Ihrer auch als Völkerpsycholog bei dem gräulichen antisemitischen Geheul hat bemächtigen müssen, auch mit warmer Sympathie manches gute und edle Wort gelesen, das während dieser Zeit von Ihnen gesprochen und geschrieben wurde. Jenes Gebahren falscher Propheten ist schon geeignet, einen zu den Füßen eines echten Propheten, eines hoch und edel und wahrhaft patriotisch gesinnten Jeremias zurückzuführen. — Seit Empfang habe ich die freien Abend- und Nachtstunden Ihrer prächtigen Schrift gewidmet und daraus vielfache Belehrung und tiefe Erbauung geschöpft, wofür ich Ihnen herzlichen Dank sage.

Mit freundlichem Gruße Ihr stets hochachtungsvoll ergebener

Schenk, B. R.

* * *

— **Josef Derenbourg.** Ueber diesen an 28. vor. M. verstorbenen Gelehrten schreibt Professor Ludwig Geiger: Josef Derenbourg war ein Mainzer und behielt zeitlebens das fröhliche Naturell des Rheinländers bei. Er war ein Mann von sprudelnder Lebhaftigkeit, der bis in sein höchstes Alter trotz mancher schwierigen Lebenserfahrungen, trotz körperlichen Gebrechen — er war in den letzten Jahren beinahe erblindet — sich seiner Anteilnahme, Frische, Arbeitsfreudigkeit und Lust, für andere thätig zu sein, bewahrte. Er hatte jüdische Theologie hauptsächlich in Bonn studiert, wo sich am Anfang der Dreißiger-Jahre ein Verein gleichstehender Freunde zusammenfand, die in der jüdischen Reformbewegung und in der Entwicklung der Wissenschaft des Judentums eine große Rolle gespielt haben. Derenbourg wollte, im Gegensatz zu den meisten seiner Genossen, nicht Rabbiner werden, da aber seine Mittel nicht ausreichten und den Juden die Aussicht Lehrer, Dozent oder Bibliothekar zu werden, völlig verschlossen war, so ging Derenbourg ins Ausland. Mehrere Jahre lebte er als Hauslehrer in einem vornehmen Hause in Amsterdam; als Schützling dieses Hauses, der mit seinen ehemaligen Schülern freundschaftliche Beziehungen unterhielt, kam er nach Paris. Auch dort war es nicht so leicht möglich, eine Anstellung zu finden. Zwar erlangte er eine kleine Beschäftigung an der Bibliothek, aber dies genügte nicht, um seinen, oder gar seiner Familie Unterhalt, die er in jungen Jahren begründete zu bestreiten. Daher errichtete er anfangs der Vierziger-Jahre ein Pensionat in Paris, das er durch seine Liebenswürdigkeit, Lehrbegabung und seinen eisernen Fleiß, nicht minder durch die Tüchtigkeit seiner ausgezeichneten Gattin rasch zu großer Blüte brachte. Er erwarb sich in dieser Stellung etwa während eines Vierteljahrhunderts ein Vermögen, von dessen Zinsen er die letzten 30 Jahre seines Lebens behaglich leben konnte. Und nun folgt eine Wandlung, die fast nicht ihres Gleichen hat. Der ehemalige Hauslehrer und Pensionsinhaber, der nur den wenigsten seiner Fachgenossen bekannt war, reichte der französischen Akademie ein Werk über die Geographie Palästinas ein (1867), das einen großen Preis erhielt und den Namen des Verfassers allgemein bekannt machte. Denn es war ein Werk aus einem Guß, lebhaft und verständlich geschrieben, von großer Anschaulichkeit und zugleich mit voller Beherrschung des weit ausgedehnten gelehrten Gebietes. Derenbourg wurde nicht

lange darauf Mitglied des Instituts und versäumte seitdem selten eine Sitzung der gelehrten Körperschaft, an deren Arbeiten und Verhandlungen er sich lebhaft beteiligte. Sein Hauptgebiet war das der semitischen, speziell arabischen Philologie. Teils allein, teils in Gemeinschaft mit seinem gleichstrebenden Sohne Hartwig gab er arabische Texte heraus, erklärte und verbesserte die von anderen edierten Werke der orientalischen Litteratur, hielt Vorlesungen über biblische Bücher und über den Talmud und entfaltete bis zuletzt eine staunenswerte Arbeitskraft. Noch in seinem hohen Alter unternahm er mit einer Anzahl Fachgenossen eine Ausgabe der Werke des „Saadia Goon", um die tausendste Wiederkehr des Geburtstages dieses großen Philosophen würdig zu feiern. Derenbourg war vollkommen Franzose geworden. Die Sprache seines Hauses, wie die seiner Arbeiter war französisch. Auch in seinen Gesinnungen hatte sich eine eigentümliche Wandlung vollzogen: das Adoptiv-Vaterland, das ihm alles gegeben hatte, war an die Stelle der wirklichen Heimat getreten, die ihm alles versagt, ja ihn geradezu von sich gestoßen hatte Wenn man ihn in Deutschland sah und hörte — und er kam fast jeden Sommer nach Frankfurt, wo von ihm viele Freunde und Verwandte wohnten — denn sein älterer Sohn hatte sich mit einer Frankfurterin vermählt — so glaubte man wiederum, einen Deutschen zu vernehmen, denn er schrieb und sprach bis zuletzt das Deutsche nicht als ein Fremder, sondern mit der ganzen Gewandtheit eines Deutschen. Er war aber nicht blos ein Mann der Wissenschaft, sondern entfaltete in praktischen Dingen eine außerordentliche Thätigkeit. Er war derjenige, an den sich zahllose unbemittelte Deutsche wendeten, die nach Paris kamen; wenige gingen ohne Rat und Hilfe von ihm. Aber auch, wo es nicht zu raten und zu helfen, sondern blos durch Güte zu stärken und durch Freundschaft zu erquicken galt, war er der rechte Mann. In ihm herrschte ewige Heiterkeit, und diese Freude und Lust am Leben, die ihn erfüllte, wußte er allem mitzuteilen, was ihn umgab. Diesem Alten gegenüber, der von der schweren Bürde der Jahre nicht gebeugt war und der bei allen trüben Erfahrungen und bei dem tiefen Ernst ununterbrochener wissenschaftlicher Arbeit sich die sonnige Heiterkeit des Kindes bewahrt hatte, schämte man sich zu klagen und mürrisch zu sein. Wer je den Zauber dieser Persönlichkeit genossen, der wird ihn als kostbares Lebensgut festhalten.

Die Zerstörung Jerusalems.

Skizze für unsere reife Jugend.

(Schluß aus Nr. 31 dieses Blattes).

Titus ließ zur Belagerung der Burg Antonia vier Dämme bauen; bald aber wurden diese durch die List des Johannes, der die Grundpfähle durch unterirdische Gänge zu Grunde richten ließ, vernichtet. Die Römer gerieten bei dem furchtbaren Getöse des plötzlichen Einsturzes ihrer Werke in den größten Schrecken, was die Juden zu einem Ausfall aufmunterte, der dem Feinde viele Mannen kostete. Von neuem ging Titus mit verdoppelter Kraft, durch das Hinzukommen des Antiochos von Komagene gestärkt, ans Werk. Wieder wurden seine Soldaten zurückgeschlagen; durch die größten Anstrengungen aber bemächtigten sie sich endlich der Antonia, welche Johannes bisher inne gehabt hatte. Die Antonia wurde geschleift und nun Hand an die Ersteigung der Tempelmauern gelegt. Nochmals ließ Titus den Johannes auffordern, sich zu ergeben, oder wenigstens in einer offenen Feldschlacht sich mit ihm zu messen, um des ehrwürdigen Tempels zu schonen. Keine Vorstellung half — auch der Tempel Gottes zu Jerusalem sollte sein Schicksal erfüllen.

Den Römern war durch das Niederreißen der Burg Raum zum Vordringen auf die Tempelhallen bereitet; da steckten die Juden selbst die äußersten Hallen in Brand, um die Römer irre zu leiten, als hätten sie die Flucht ergriffen und den Tempel den Flammen preisgegeben. Viele Römer erkletterten die Tempelmauer, fanden jedoch durch das Feuer und Schwert der Juden ihren Tod. — Immer noch war Titus von dem Wunsche beseelt, des Tempels zu schonen. Allein die Zeloten brachten ihn zum Aeußersten, und so nahm auch er seine Zuflucht zum Feuer. — Schon hatten die Soldaten brennende Fackeln an die Thore gelegt, überall schmolzen die Silberbelege von den Pforten und diese selbst gingen bald in Flammen auf. Als hier die Verteidiger ringsum die Flammen auffchlagen sahen, da sank ihnen endlich mit dem Mute die Kraft. Am folgenden Tage ließ Titus durch einen Teil seines Heeres löschen, damit die Legionen bequemer hinauf marschieren könnten; die Juden verhielten sich ruhig. Als sich aber des folgenden Morgens die Legionen dem Tempel näherten, machten sie einen wütenden Ausfall, wurden jedoch, entkräftet und entmutigt, zurückgeworfen und in den inneren Tempel eingeschlossen. — Den anderen Tag sollte der Sturm auf den Tempel selbst beginnen; Titus hatte dessen ausschließliche Erhaltung angeordnet als ein ewiges Zeichen seines Sieges. Allein ein römischer Soldat schleuderte, diesem Befehl entgegen einen lodernden Feuerbrand durch das sogenannte goldene Fenster des Tempels; das Feuer griff um sich; die Juden stürzten wie Rasende, tobend und schreiend, massenhaft heraus auf die ohne alle Anführung anrückenden Römer; die ganze Armee, durch dieses Getöse aufgeregt, stürzte ihren vorrückenden Brüdern in wilder Unordnung und in Hoffnung auf ungeheure Beute zu Hilfe — ein furchtbares Gemetzel begann. Sofort eilte Titus mit seinem ganzen Feldherrnstab herbei, um die Ordnung wieder herzustellen und den Flammen Einhalt zu thun, allein seine Befehle wurden nicht gehört; denn das Weinen, Jammern und Schluchzen der Juden über den Fall ihres Heiligtums und das Geklirre und Getöse der Waffen übertönte seine mächtige Feldherrnstimme. Er gab Zeichen mit der Hand, er schickte seine Unterfeldherrn zu den einzelnen Truppen — nichts half; die Wut der Soldaten, welche Kinder, Weiber und Greise unerbittlich hinmordeten, ließ sich nicht stillen. Titus mußte die Verwilderten gewähren lassen, welche die armen, mit Todesmut fechtenden Besiegten grimmig zerfleischten.

Unterdessen benutzte Titus die Gelegenheit, während vor dem Tempel gekämpft wurde, das Allerheiligste zu betreten, ehe auch dieser Teil von den Flammen überwältigt werden würde; kaum hatte er voll Bewunderung über die Tempelschätze die Schwelle dieser hohen Räume wieder verlassen, als einer der ihn begleitenden Soldaten heimlich hinter die Pforte, durch welche Titus hinausgegangen war, Feuer legte, und auch das Allerheiligste ging in helle Flammen auf. — Während der Tempel brannte, raubten die Soldaten, was ihnen unter die Hände kam. Die besiegten Juden schlugen sich mit Mühe durch die Römer in den äußersten Vorhof und von da aus auf den Zionsberg hindurch, woselbst sie sich noch eine Zeitlang zu halten gedachten; dort hatten die Führer Johannes und Simon eine Unterredung mit Titus, der ihnen Schonung ihres Lebens versprochen hatte, wenn sie sich ruhig ergeben

würden. Sie erwiderten: „Gnade können wir von dir nicht annehmen, denn wir haben geschworen, dies nie und nimmermehr zu thun; dagegen bitten wir um freien Abzug, um uns mit Weib und Kindern in eine Einöde begeben zu dürfen." Empört über solche Forderungen von Besiegten überließ Titus die Stadt der Plünderung seiner wütenden Soldaten; am folgenden Tage wurde alles eingeäschert; das Feuer verbreitete sich bald über die ganze untere Stadt; die mit den Leichnamen der Verhungerten angefüllten Gassen boten ein entsetzliches Flammenmeer dar.

Nun warfen sich die in Verzweiflungswut geratenen Zeloten in den königlichen Palast der Oberstadt, vertrieben die Römer daraus und mordeten in ihrem Wahnwitze die ganze dort versammelte wehrlose Volksmenge, gegen 8400 Menschen. Im Hinblick auf die brennende Stadt erklärten sie, mit fröhlicher Miene den Tod erwarten zu wollen, da das Volk dahin, der Tempel verbrannt, die Stadt in Flammen aufgegangen, und so den Feinden nichts mehr übrig geblieben sei. Da nun Titus fortwährend darauf bestand, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben müßten, so begann das Morden von neuem. Lange aber konnten die jüdischen, von stetem Kampfe ermatteten Krieger diese neue Belagerung in der Oberstadt nicht mehr aushalten; die Idumäer, durch das Auffahren der Sturmböcke gegen die Burgmauer entmutigt, traten mit Titus in Unterhandlung; als dies Simon erfuhr, ließ er die Haupträdelsführer hinrichten und die anderen einkerkern. Dies war jedoch der letzte Gebrauch seiner Waffen; bald hatten die Römer auch die Oberstadt in ihrer Gewalt, woselbst sich die schrecklichen Brand- und Mordszenen wiederholten. So war bis zum andern Morgen auch dieser Stadtteil ein Raub der Flammen geworden, und nur rauchende Trümmerhaufen zeugten von der einstigen Größe und Herrlichkeit; nur drei Türme, Phasaël, Mariamne und Hippikos hatte Titus als Zeichen seines ungeheuren Sieges unverschont zu lassen befohlen.

Ueber eine Million Menschen waren während der Belagerung dem Tode geweiht, an Hunderttausend gefangen genommen worden; die meisten geborenen Juden, jedoch nicht aus Jerusalem. Die Armen waren zur Zeit des „Verschonungsfestes" (Pesach) nach Jerusalem gewandert, um dort zu opfern, und wurden selbst schonungslos das Opfer des römischen Schwertes, teils der Wut ihrer eigenen Brüder, teils des Würgengels der Hungersnot! — „Da trauerten die Wege nach Zion, weil die Festbesucher dahin, alle ihre Thore verwüstet waren." . . . (Klagl. 1, 4.)

So ward die heilige Gottesstadt zum zweiten Male erobert und zerstört. Am 9. Abh hatte Nebukadnezar den ersten Tempel vernichtet, 650 Jahre später stürzte der zweite Tempel und zwar an ein und demselben Tage unter den Feuerbränden der Römer, und mit ihm war der letzte Rest des jüdischen Staates zu Grunde gegangen.

Nach der Zerstörung Jerusalems hörten die Israeliten auf ein Volk von politischer Bedeutung zu sein; in alle Welt verschlagen, und durch die Römer nach allen Himmelsgegenden als Sklaven verkauft, schienen ihre Qualen nie enden zu sollen. In römischen Ländern wurden sie meistenteils, wenn des Henkers Schwert sie nicht ereilte, den wilden Tieren in der Rennbahn zur Belustigung des römischen Pöbels vorgeworfen, oder nach auswärts an barbarische Völker verkauft. Von den Juden, die sich zur Zeit Neros und Vespasians auf dem jüdischen Boden befanden, sind äußerst wenige am Leben geblieben; das jüdische Volk, welches von nun an nur noch als Religionsgemeinschaft fortbestand, regenerierte sich wieder teils aus denjenigen seiner Angehörigen, welche schon früher in Babylon seit der ersten Wegführung zurückgeblieben waren und sich nach und nach über ganz Asien verbreitet hatten, teils aus denen, welche früher mit den Römern nach Spanien und Deutschland ausgewandert waren. Aber auch dieser Rest Jakobs sollte ein Gegenstand fast beständiger Verfolgung sein und bleiben; von der Zerstörung Jerusalems an hatten die Juden, als Glieder eines aufgelösten Staatskörpers, wohl nicht mehr von Kriegesnöten zu leiden, wurden jedoch, besonders im Mittelalter, und da vorzüglich in unserem Deutschland, durch ungerechte Beschuldigungen, kränkende Unbilden, Verjagung und Plünderung, Mord und Totschlag schwer heimgesucht. Aber vertilgt konnte unser geistig starkes Volk nie werden; sein Glaube wird den Sieg über alle Verfolgung davon tragen, seine Lehren werden Gemeingut der Menschheit werden! — — Dr. jur. Th. Stein.

Feuilleton.

Entgleist!

Nachdruck verboten.

Eine galizische Erzählung von Wilhelm Feldman.

(Fortsetzung.)

V.

„Der junge Herr ist angekommen", rief Johann, das Speisezimmer, in welchem das Ehepaar Marmor seine Siesta hielt, betretend. Die Eheleute eilten hinaus, um den ersehnten Gast zu begrüßen. — Nur Klara blieb im Zimmer zurück. Ihr Herz begann plötzlich lebhafter zu schlagen und ihr Gesicht wurde von einer Röte übergossen. Warum? wußte sie selbst nicht. Sie hatte schon viel von Herrn Jakob, Doktor der Medizin, Bruder der Frau Marmor gehört, hatte früher einige seiner, von ungewöhnlichem Talente und großem Wissen zeugenden Aufsätze mit lebhaftem Interesse gelesen. Halb neugierig, halb ängstlich, sich unwillkürlich ihren Anzug ordnend, erwartete sie nun seine Ankunft. Nach einer Weile erschienen Wirt und Wirtin in Gesellschaft eines jungen Mannes von stattlichem Wuchse und imponierender Haltung. „Mein Bruder, Doktor Jakob D.", stellte Frau Jeanette vor. „Fräulein Helene Cybulska, unsere Hauslehrerin."

Der Gast, dem verlegenen Mädchen die Hand reichend, sprach mit einem Lächeln: „Es ist mir angenehm, eine Bekannte zu begrüßen; meine Schwester hat mir viel Gutes über Sie geschrieben." Und ihm fiel die ungewöhnliche Schönheit des Mädchens, zu welchem er sich sogleich hingezogen fühlte, auf. Auch sie wurde von einem unbegreiflichen Gefühle beherrscht. Sie zitterte und glühte, ihn anschauend und seine Hand haltend. Er war ein dreißigjähriger Mann, schlank, dunkel, brünett, mit hoher Stirn und dunkelbraunem, von Zeit zu Zeit nervös zuckendem und von einem dichten schwarzen Barte umrahmten Gesicht, mit kohlenschwarzen funkelnden Augen, in denen sich Intelligenz, Scharfsinn, Begabung und Energie wiederspiegelten. Von jetzt ab weilte Jakob täglich einige Stunden in Klaras Gesellschaft, bald ihrem Unterricht beiwohnend, bald mit ihr Gespräche über verschiedene interessante Themata führend. Er suchte ihre Gesellschaft auf, denn der Herr Elias genügte ihm nicht, und sie sah ihn sehr gern. Er war nämlich gar nicht ähnlich allen diesen, mit welchen sie bis jetzt in Berührung ge-

kommen war. Er war Doktor der Medizin und der Rechte, befaßte sich dabei eifrig und mit einer Gewissenhaftigkeit, die von mehr als gewöhnlichem Dilettantismus zeugte, mit philosophischen Problemen und insbesondere mit dem Studium der sozialen Frage. Jakob vereinte in sich Gelehrsamkeit und Energie mit einem ungewöhnlichen Rednertalent und sprach insbesondere mit Klara gern und lange. Klara blendete er. Sie hatte sich bisher als ein gebildetes Frauenzimmer betrachtet, und mit Recht, denn auf galizische Weise war sie gebildet. In dem besten Konvikte, welches sie in Lemberg besuchte, hatte sie einen Vorrat von Wissen aufgestapelt, welches einer rationellen Kritik nicht Stand hielt. Von dem Vorhandensein sozialer Wissenschaften hatte sie aber keine Vorstellung; jegliche philosophische Weltansicht war ihr fremd, trotzdem sie seit der Zeit, als die Erfahrung das Gebäude ihrer früheren religiösen Träume untergrub, kämpfte; von einer Rolle der Wissenschaft im Leben und ihrem Zusammenhange mit der Existenz der Menschheit hatte sie nie gehört. Von der geistigen Bewegung im Auslande konnte sie weder in den deutschen Familienblättern noch in den Lemberger Zeitungen etwas erfahren. Allein sie besaß eine ästhetische Bildung, war in der Belletristik sehr belesen und streifte oberflächlich viele ernstere Dinge, über welche sie übrigens gern und mit Anmut sprach. Und jetzt näherte sich ihr plötzlich ein Mann, der bei jeder Diskussion sagte: „Betrachten wir näher diese Angelegenheit“, sich mit den Worten „ich glaube“ „es scheint mir“ u. s. w. nicht begnügt, eine, wenn auch die allerschönste, aber leere Phraseologie und Gemeinplätze nicht litt, ihren glatten Redestrom mit dem Rufe: „Das sind Worte“ nichts als Worte, unterbrach und sich schließlich nicht als ein solcher Mensch erwies, an den sie früher ohne Abscheu einfach nicht denken konnte, und den sie jetzt demütig bewundern und mit herzlichem Interesse und mit dem Aufgebot all ihrer geistiger Kräfte hören mußte.

Klara begann so zu sagen eine neue Erziehung und es vollzog sich in ihrem Kopfe eine geistige Gährung, eine vollständige Umwandlung. Ihren Augen zeigte sich eine neue Welt. Im ersten Momente blendete dieselbe sie mit ihrem Glanze, betäubte sie mit dem Andrange der frischen Gedanken und erdrückte sie mit der imponierenden Ueberlegenheit ihrer Ideen auf jedem Gebiete des Geistes und des Lebens. Durch einige Monate arbeitete sie unaufhörlich und unermüdlich bei den Büchern, deren Titel sie früher abschreckte. Jakob bewunderte ihre scharfsinnige Fassungskraft, die reiche Phantasie ihrer Begeisterung, ihren Eifer bei der Arbeit, im allgemeinen die höhere Intelligenz, wie bei einem Durchschnitts-Mädchen mit „offenem Kopfe“, ihre ernste Lebensanschauung, den Edelmut ihrer Bestrebungen und ihre Vorliebe öffentliche Angelegenheit und soziale Frage zu erörtern und zu prüfen, was bei den Galizianerinnen noch seltener der Fall ist. Und jener unbeschreibliche, ein junges und schönes Mädchen schmückende Liebreiz, das was Goethe das Ewig-Weibliche nannte und was von Klara mit elektrischer Strömung ins Herz des jungen heißblütigen Mannes wehte, unterjochte ihn vollends.

Klara profitierte viel und anfänglich interessierten sie hauptsächlich die Ansichten, welche der junge Gelehrte über Judentum und Christentum, über das Verhältnis dieser beiden Konfessionen zu einander in ihrem gemeinschaftlichen Ursprunge und ihrer späteren Trennung, verkündete u. s. w. Diese Anschauungen machten die im Gemüte des jungen Mädchens groß gezogenen, durch und durch negativen Vorstellungen von dem Glauben ihres Stammes, welche sie vorwiegend zu dem falschen Schritt, dem Konfessionswechsel trieb, zu Schanden. Obwohl dem Berufe nach den theologischen Fragen fremd, hatte der Doktor die jüdischen Angelegenheit in von ihrer historisch-sozialen Seite mit Vorliebe studiert, und einige Jahre in Wien weilend, hatte er Gelegenheit, sich mit dieser Angelegenheit in den besseren jüdischen Kreisen, wo er gerne verkehrte, gründlich bekannt zu machen.

Die allgemeinen, philosophischen und Landesangelegenheiten boten beiden eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung, aus welcher sie selbst den „schrecklichen“ Talmud in seinem wahren Lichte näher kennen lernte.

Jakob ahnte augenscheinlich, daß das neben ihm sitzende Mädchen, welches ihn flammenden Auges anstarrte, jedes seiner Worte verschlang, jeden seiner Gedanken mit empfand und in das Gewand der Poesie kleidete, auf sein Leben einen entscheidenden Einfluß ausüben werde.

Vorläufig ging er in Karotka nicht müßig. Ein Feind jeglichen Doktrinarismus und aller Phrasen, arbeitete er nicht nur mit dem Munde. Der reiche Miteigentümer Karotkas beschloß vielmehr, sich in der nahen Kreisstadt niederzulassen, eine ärztliche Praxis zu beginnen, sich in den weitesten und insbesondere in den Bürger- und Arbeiterkreisen der ungeheueren Naphtagruben der Umgegend bekannt zu machen, ihr Vertrauen zu erwecken, sich mit der Lage des Landes gründlich vertraut zu machen, und nach einer gewissen Zeitperiode, nach Beendigung aller Vorarbeiten, die Bühne der öffentlichen Wirksamkeit zu betreten, vor allem ein eigenes publizistisches Organ behufs Propagierung seiner Grundsätze und Organisierung der Partei zu gründen und dann . . . — Und dann?

Darüber sprach er mit Klara lange, viel und vertraut, so daß es ihn gar im Gespräche genierte, sich fortwährend des Wortes „Fräulein“ bedienen zu müssen, weshalb er es aufgab und das traute „Du“ anwendete, woran sich Klara nur schwer gewöhnen konnte.*) — Das Ehepaar Marmor schaute mit Befriedigung auf das nahe Verhältnis der jungen Leute, sich aber an den Diskussionen nicht beteiligend, infolge ihrer „Langweiligkeit und träumerischen Natur“, wußte aber nicht, wie weit die Sachen gediehen sind. Und Klara fürchtete daran zu denken, und Jakob wollte nicht daran denken. Gleich nach seiner Ankunft auf dem Lande, begann er seine Praxis unter den Bauern. Die Zeit war eine schwere. Man war vor der Ernte und nach einer Ueberschwemmung, und entsetzliches Elend und Hungertyphus herrschten. Der Herr Elias schüttelte das Haupt, und schaute mit einem zweideutigen Lächeln, wie Jakob in hohen Stiefeln täglich ins Dorf ging und an seiner Seite Klara mit einem Körbchen Medikamente, in welchem sich nicht selten auch ein Topf nahrhafter Suppe, Fleisch und Wein befanden. Und beide jung, schön und edel, betraten sie zusammen die verfallenen Hütten, wo Schmutz und Elend, Krankheit und Sittenverwilderung herrschten, wo der Kern der sozialen Frage und das Los der Nation sich befanden, und brachten Trost und Hilfe. Und wenn sie nach Hause kamen, gingen oft einige Häusler mit leeren Säcken, die der Scheunenaufseher dann mit Getreide füllte, hinter ihnen her; mehr als ein armer Mensch wurde in den Stand gesetzt, die ihn bedrückenden Steuern zu zahlen, und mehrere — ihre Söhne in den städtischen Schulen unterhalten zu können.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Im Polnischen existiert das Wort „Sie“ nicht, sondern „Du“ oder „Herr“ 2c.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 15. August.

*__Berliner Nachrichten.__ Der Gemeinde-Vorstand macht bekannt, daß nach Bestimmung des Statuts der hiesigen jüdischen Gemeinde im laufenden Jahre die Neuwahl von zehn Repräsentanten und fünfzehn Repräsentanten-Stellvertretern stattfinden müsse. „Zur Teilnahme an dieser Wahl ist jedes Gemeindemitglied berechtigt, welches in der von dem unterzeichneten Vorstande geführten Urliste verzeichnet ist. Diese Urliste wird während der Geschäftstage vom 15. August bis 15. Sept. d. J. von vormittags 10 bis nachmittags 1 Uhr in unserer Registratur, Oranienburgerstr. 29. 2 Treppen, zur Einsicht ausliegen. Etwaige Einwendungen gegen die Richtigkeit der Liste sind innerhalb der angegebenen Frist bei uns anzubringen. Spätere Einsprüche können nicht berücksichtigt werden."

— Der Militär- und Sanitäts-Verein Deutsches Vaterland soll der Antrag um Aufnahme in die Korporation deutscher Kriegervereine abgelehnt worden sein. So wissen gegnerische Blätter zu melden.

— In ihrer krankhaften Sucht, jede Nummer unseres Blattes auszuschlachten, ist der Zeitung „Das Volk" ein erheiternder Unfall passiert. Das Blatt druckt in der letzten Dienstagnummer den zweiten Brief unseres neuen Mitarbeiters in Krähwinkel an leitender Stelle der Beilage ab, scheint demnach den Inhalt des Briefes bitter ernst zu nehmen. Wir haben schon lange nicht so gelacht . . .

— Zur Frage der jüdischen Lehrerinnen nimmt eine christliche Lehrerin in der Deutschen Lehrerzeitung das Wort. Sie schreibt nicht ohne Neid und Groll: „Beim Examen haben jüdische Lehrerinnen es viel leichter als die Christinnen. Sie werden nämlich in Religion überhaupt nicht geprüft. Das Examen wird in neun verschiedenen Fächern abgelegt; ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, ein Sechstel der Vorbereitungsarbeit muß der Religion gewidmet werden; dies gesamte Sechstel bedeutet für die Jüdin ein Plus, welches sie den anderen Fächern zuwenden kann . . . Religion ist für die Christin ein Hauptfach; fällt sie darin durch, so bekommt sie überhaupt kein Zeugnis. Einer Christin mit ungenügenden Kenntnissen in der Religion wird mit Recht die Qualifikation als Lehrerin versagt; eine Jüdin aber, die in gar keiner Religion geprüft wird, auch nicht in der ihrigen, erhält sie! Das ist ein Bände redender Beitrag zur Parität!" — Stimmt, aber in anderem Sinne. Wenn nämlich die Dame wüßte, wie gern wir auf dieses traurige, demütigende „Privilegium" verzichten und eine wirkliche Parität eingeführt sehen möchten, sie würde ihren „bevorzugten" jüdischen Kolleginnen gegenüber alles andere empfinden, nur nicht Neid und Groll!

— Die Eröffnung des israelitischen Heimathauses Gormannstraße 3, an der Rosenthalerstraße, Ecke der Weinmeisterstraße, wird voraussichtlich Ende September erfolgen. An einer Hauptverkehrsader nahe dem Zentrum ist ein Haus errichtet, welches jüdischer Wohlthätigkeit ihren Ursprung verdankt. Dieses Haus mit seinen verschiedenen Einrichtungen wird dazu dienen, der arbeitenden jüdischen Bevölkerung ihren Lebenskampf zu erleichtern und namentlich allen, die nach Berlin kommen, um ein Handwerk oder sonstiges Gewerbe zu erlernen, das eigene Heim möglichst zu ersetzen. Das israelitische Heimathaus wird die folgenden Institute umfassen: 1. Die israelitische Küche nimmt die gesamten Parterreräume ein. Für Familien, Frauen, junge Kaufleute, Studierende u. s. w. sind besondere Speiseräume reserviert. Es werden morgens, mittags und abends Speisen verabreicht und zwar Kaffee, Thee, Cacao, Suppe, Gemüse, Fleisch oder Wurst ꝛc. für je 5 Pfennig. 2. Das Altenheim, für welches die erste und zweite Etage in Aussicht genommen ist, wird Wohnung und volle Pension für 35 Mark monatlich gewähren. 3. Das Mädchenheim. Preis mit voller Pension 30 Mark. Zur Verfügung stehen Musikzimmer, Bibliothek- und Badezimmer, hiermit verbunden Haushaltungsschule, lehrreiche Vorträge ꝛc. 4. Der Kindergarten. Unter Leitung einer jüdischen Kindergärtnerin stehend, sollen hier die kleinen Kinder derjenigen armen Glaubensgenossen, welche tagsüber aus dem Hause gehen, um Verdienst zu suchen, gewartet werden. Im Hause befindet sich eine Synagoge, woselbst morgens und abends Gottesdienst stattfindet und auf Wunsch Jahrzeiten für verstorbene Angehörige der Wohlthäter des Hauses abgehalten werden. Es findet eine Annahme sonst nicht verwendbarer Kleidungsstücke statt, welche dem Hause zugehen; dieselben werden an besonders Bedürftige verteilt. Anmeldungen für das Alten- und Mädchenheim nimmt die Direktion des israelitischen Heimathauses, Herrmann Abraham, Alte Jakobstraße 57/59 entgegen.

— Dem Landrat des Kreises Strelno ist von dem russischen Kreischef in Nieschawa eine Mitteilung zugegangen, wonach auf Anordnung des Gendarmeriechefs bei der Warschauer Eisenbahnpolizei ausländischen Juden, welche auf Legitimationsscheine reisen, der Eintritt über die Alexandrowsche Zollkammer verwehrt sein soll. Der russische Gendarmeriechef sinnt dem preußischen Landrat an, fernerhin den Juden keine Legitimationsscheine zum Passieren der russischen Grenze auszustellen. Der Landrat veröffentlicht dies mit dem Bemerken, daß nach den preußischen Bestimmungen nach wie vor auch den Juden auf Antrag Legitimationsscheine ausgestellt werden müssen. Er gebe den Betreffenden aber anheim, von dem entsprechenden Antrag wegen der Zwecklosigkeit eines solchen Scheins für sich abzusehen. — Hierzu bemerkt die „Freis. Zeitung": Nach dem Handelsvertrag mit Rußland dürfen deutsche Angehörige in Rußland nicht ungünstiger behandelt werden als die Angehörigen anderer Staaten. Dies verhindert zwar nicht, daß in Rußland Juden aller Nationalitäten schlechter behandelt werden als die Christen. Unseres Erachtens aber steht mit dem Handelsvertrag im Widerspruch, daß man die Juden eines besonderen preußischen Bezirks in Bezug auf die Zulassung nach Rußland schlechter behandelt als die Juden aus anderen Grenzbezirken.

— **Der Verfasser des Lecho dodi.** In dem Missionsblatte „Dibre Emeth" wurde jüngst von dem Verfasser des „Lecho Dodi", Salomo Hallevi gesagt, er sei mit dem späteren Bischof Paul von Burgos identisch. Hier liegt eine absichtliche oder unabsichtliche Verwechselung zweier Personen gleichen Namens vor, die in verschiedenen Jahrhunderten und in verschiedenen Ländern gelebt hatten. Der Verfasser des „Lecho dodi" ist Salomo Alcavez Hallevi, welcher 1429 bis 1561 und in Palästina lebte. Ein anderer Salomo Hallevi aber aus Burgos in Kastilien (1351—1435) war zum Christentum übergetreten, hatte den Namen Paul angenommen, wurde Geistlicher und dann Bischof von Cartagena, später von Burgos und heftigster Verfolger seiner Glaubensgenossen von einst. (Siehe über ihn Grätz, Geschichte der Juden, Band 8, S. 79.) Keinesfalls also leiten die

Juden die Sabbatfeier mit einem, von einem, nachher Bischof gewordenen Apostaten verfaßten Liede ein.

* **Pleßner's Schriften.** Im April 1897 kehrt der 100. Geburtstag des bekannten, 1883 zu Posen verstorbenen Predigers Salomon Pleßner wieder. Der Sohn des Verewigten, Rabbiner Dr. Elias Pleßner in Ostrowo ist jetzt bereits an der Arbeit, zu diesem denkwürdigen Tage verschiedenes aus dem überreichen literarischen Nachlasse seines Vaters erscheinen zu lassen. Unter anderm soll die Uebersetzung und Kommentierung des Propheten Nahum, den Pleßner im Jahre 1859 in seinen „Psalmen-Uebersetzungen" als Beitrag zu Psalm 18 lieferte, veröffentlicht werden. Außerdem eine Fülle von Anmerkungen zu dem Buche Sirach, zur Mischna, zu den Agadas beider Talmuden, den Midraschim: „Rabba", „Schochar Tob" und „Jalkut". Die „Pirke de Rabbi Elieser", zur „Mechilta", zum „Sifra, „Sifri" und zur „Pesikta". Ein Enkel Pleßners, Dr. Hartwig Hirschfeld, Professor am Montefiore-College zu Ramsgate, liefert die Biographie des Verklärten, so daß dem Leser von und über Salomon Pleßner Hochinteressantes und Lehrreiches geboten werden wird.

* n **Eine rumänische Reminiszenz.** In dem soeben erschienenen zweiten Band des Werkes „Aus dem Leben König Karl's von Rumänien, Aufzeichnungen eines Augenzeugen", ist über die Verfolgung der Juden in Rumänien im Jahre 1872 folgendes enthalten: „Rumänien hatte im Frühjahre 1872 ganz Europa gegen sich, das unter dem peinlichen Eindrucke neuer Judenverfolgungen in Rumänien stand. Namentlich hatte es allgemein verstimmt und nicht am wenigsten den Fürsten Karl selber, daß das Schwurgericht in Busen „unschuldige Juden verurteilt, schuldige Christen aber freigesprochen" hatte. Damals schrieb der alte Kaiser Wilhelm an seinen Verwandten, den Fürsten Karl, dem er ein väterlicher Freund war: „Wenn in den neuesten Ereignissen bei Dir die Schuld der Juden, nach Ausspruch Deines eigenen Gouvernements, gar nicht so groß war, als man anfänglich glaubte, und nun dennoch die harte Strafe erfolgt ist, so ist allerdings Gnade wohl angebracht und andererseits die nicht schnell und stark angewendete Reprimierung von Aufläufen und Judenverfolgungen zu bedauern. Dies macht natürlich im Auslande immer wieder den Eindruck, daß die inneren Zustände Rumäniens noch immer nicht fest geordnet sind."

* **Die sibirischen Juden** reichten zu Anfang dieses Jahres eine Kollektivbittschrift bei dem Zaren ein, in der gebeten wurde, daß man ihnen wenigstens soweit Menschenrechte gewähre, als zum Fristen einer wenn auch kümmerlichen Existenz notwendig sei. Sibirische Juden dürfen z. B. ihren Aufenthaltsort auf längere Zeit nicht verlassen, gewiß eine trostlose Lage für die Kaufleute, denen freie Bewegung eine Geschäftsbedingung ist. Jüdische Arbeiter dürfen auf Erwerb nicht ausgehen, sondern müssen in dem Oertchen ihrer Zugehörigkeit Arbeit finden, sonst können sie verhungern. Juden höherer Stände ist auch die Möglichkeit genommen, von ihrem kurz bemessenen Aufenthaltsort in der Fremde aus ihre Legitimationspapiere vermittelst der Post in der heimatlichen Gemeinde zu erneuern. Bei solchen Zuständen sind die Juden noch allerhand Plackereien ausgesetzt. Die einzige Hoffnung wurde daher auf die dem Zaren eingesandte Bittschrift gesetzt. Es heißt nun, der Zar habe die Bittschrift einer Kommission zur Prüfung übergeben und die Kommission habe sich — gegen die Bittschrift ausgesprochen; sie dürfte also umsonst gewesen sein. (Siehe auch den besonderen Artikel. Red.).

Hier und dort.

— Herr cand. phil. Felix Coblenz hat für eine Arbeit über das Thema: „Recht und Schranken der Behauptung, daß als das betende Ich in den Psalmen nicht erst im gottesdienstlichen Gebrauch derselben, sondern schon nach der Absicht der Dichter die israelitische Gemeinde anzusehen sei, sind am exegetischen Thatbestande darzuthun" — von der theologischen Fakultät der Berliner Universität den königlichen Preis — eine große goldene Medaille — erhalten. Herr Coblenz, beiläufig bemerkt, bis vor drei Jahren dem Lehrerstande angehörig, ist der erste Jude, der von der hiesigen theologischen Fakultät preisgekrönt wurde. — Durch den städtischen Preis derselben Falultät wurde stud. theol. Paul Cohan aus Bern für eine Studie über Hosea ausgezeichnet. Den königlichen Preis der juristischen Fakultät gewann stud. jur. Michael Pergamenter aus Odessa und von den drei Preisen der medizinischen Fakultät fielen zwei an Juden und zwar an die Herren Richard Bernstein und Semi Meyer.

— Personalien. Berufen: HH. S. Bernstein von Czarnikau nach Graudenz, — Dr. Kaatz von Berlin (Ahawas Reïm) nach Zabrze, — J. Wolf von Jannowitz nach Labiau, — Chaim von Luckenwalde und Jawitz von Schildberg nach Thorn, — Lasowski von Bomst nach Jannowitz, — Herr Katz von Schwersenz nach Borek, Herr Arndt von Labischin an die Simultanschule in Crone a. Br., — Hr. Glauberg von Düdelsheim nach Zwesten. — Am 15. vor. Monats feierte Herr Lehrer Gottschall in Michelstadt sein 50jähriges Dienstjubiläum. — Am Sabb. Chason verschied der frühere Kantor der Gemeinde Emden, Herr de Haas, 89 Jahre alt. Der Verstorbene hat 60 Jahre lang in Emden amtiert. — In Pinne ist Hr. Kantor Lebowitz, 46 Jahre alt, verstorben.

— Neueste Cigarrenmarke. A.: Sie rauchen wohl die Marke Ahlwardt? — B.: Warum das? — A.: Es will ja niemand neben Ihnen sitzen!

— Der Streit zwischen den Fleischern und der jüd. Gemeinde in Woldenburg ist noch immer nicht beendet, und letztere bezieht nach wie vor ihren Bedarf an Fleisch von außerhalb. — Nach dem dieser Tage erfolgten Wegzuge des Kultusbeamten Herrn Cohn drang eine Anzahl Knaben in die verlassene Dienstwohnung desselben ein, zerschlug die Fenster und verunreinigte das Zimmer in ordinärster Weise. Der Polizei gelang es indes sogleich, sämtliche Uebelthäter sogleich zu ermitteln.

— Die „Badische Landesztg." meldet, daß sich in Heidelberg vor einiger Zeit eine farbentragende jüdische Verbindung aufgethan hat.

— In das französische Zentral-Konsistorium ist der Brigade-Artillerie-General Abraham als Vertreter von Konstantine eingetreten. In derselben jüdischen Behörde sitzt auch der Brigade-General See als Vertreter von Paris.

— Statistisches aus Rußland: Die Zahl der nach Sibirien verschickten Personen betrug im Jahre 1894 11500, davon 8831 Mitglieder der griechisch-katholischen Kirche, 1224 Mohammedaner, 510 Juden, 506 Katholiken, 235 Lutheraner. 119 Sektierer, 50 Anhänger des Lamaïsmus, 35 Armenier-Gregorianer, 30 Skopzen und 1 Heide. — Zur Zeit sind in Rußland 554 weibliche Aerzte, von denen 33 an jüdischen Krankenhäusern thätig sind. Zumeist sind es Jüdinnen.

— Baron Menasche in Alexandrien hat ein Areal von 4500 Metern Helouan zur Erbauung einer protestantischen Kirche zur Verfügung gestellt und 1000 Mark für die Armen der protestantischen Gemeinde gespendet. — Was hat der Herr Baron schon für seine Glaubensgenossen gethan?

Lose Blätter.

— **Ein Bild.** Im Kölner Museum befindet sich das berühmte große Gemälde von Professor B. Plockhorst in Berlin, den Kampf des Erzengels Michael mit dem Satan um die Leiche Mosis darstellend. Das viel bewunderte Werk hat eine recht interessante Entstehungsgeschichte, über die das Mühlheimer „Gemeindeblatt" folgendes mitteilen kann. Es war in der zweiten Hälfte der Fünfziger-Jahre, als Plockhorst eines Abends in Berlin einem Vortrage beiwohnte, den ein junger Gelehrter über den Talmud hielt. Der Redner sprach auch von Moses und dessen Tod. „Moses war 120 Jahre alt geworden, da neigte er das Haupt zu sterben. Und als er die Augen geschlossen, erhob sich ein Streit zwischen den guten und bösen Geistern um seine Leiche: Jene beanspruchten sie für das Reich der Seligen, wegen der Tugenden und

des gottgeweihten Lebens des großen Mannes, der Satan aber wollte Hand auf die sterblichen Ueberreste legen, weil Moses einst im Zorn einen Egypter erschlagen. Da sprach Gott der Herr zu Michael, dem Erzengel, das entscheidende Wort: Wohl hat Moses im Grimme einen Egypter getötet, allein die Wagschale seiner guten Thaten wiegt schwerer; drum gehe du hinab und bestehe den Kampf mit dem Bösen und führe den Leichnam her in meinen Schoß. Und der Erzengel stieg zur Erde nieder und that, wie der Herr ihm geboten." Was der junge Gelehrte in jener Vorlesung über Mosis Ende berichtete, machte einen lebhaften Eindruck auf den jungen Künstler. Bereits während der Vorlesung reifte bei ihm der Entschluß, jene Szene zum Vorwurf eines Gemäldes zu nehmen, auf dem Heimwege gewann es in seiner Phantasie festere Gestaltung, und noch in derselben Nacht zeichnete er zunächst auf einem kleinen Karton, wie er ihn gerade zur Hand hatte, die Umrisse des Bildes hin. Aus dieser Skizze ist ein Meisterwerk geworden, das in der deutschen Kunst stets mit Ehren genannt werden wird.

* **War König Saul nervenkrank?** Diese Frage ist schon verschiedentlich aufgeworfen worden, in Hinsicht auf die Thatsache, daß dieser König in der Schlacht von Gilboa, um nicht in die Hände der Philister zu fallen, sich selbst mit seinem Degen durchbohrte. Der bekannte Forschungsreisende Dieulafoy trat am vorletzten Sonntag in einer der Akademie der Inschriften unterbreiteten Arbeit für die Bejahung dieser Frage ein. Seiner Meinung nach war Saul ein Prophet im wahren Sinne des Wortes, kein hervorragender Geist, aber eine sehr stolze Seele. Saul und die Propheten waren in der That nervenleidend, bei denen die Neurose den Charakter jener Hysterie-Epidemien annahm, von denen sich in jedem Jahrhundert in gewissen Zwischenräumen Beispiele finden. Dieulafoy weist an der Hand der Bibel nach, daß zur Zeit Samuels die Hysterie in ansteckender Form unter den Juden herrschte. Sie war übrigens bereits abgeschwächt und die Folge einer religiösen Ueberreizung und einer seelischen und moralischen Depression, die durch die Seuchen und die langen Entbehrungen verursacht war. Die den Krisen Sauls besonders gewidmeten Verse bestätigen die Schlüsse. Wir bemerken da der Reihe nach die Einweihung des Monarchen in die Bräuche des Prophetentums, seine durch Harfenklänge beruhigten Wutanfälle, seine seltsame Haltung nach dem Tode Goliaths, seinen hartnäckigen Wunsch, zuerst David und dann seinen ältesten Sohn Jonathan zu töten, und schließlich die Verurteilung und das Hinschlachten der Leviter von Nod. Das sind alles Kennzeichen des dämonischen Wahnsinns, der auch besonders durch die so seltsame und gut beschriebene Ansteckungsszene gekennzeichnet wird, der die königlichen Sendlinge und Saul selbst erliegen. Diese Krankheit ist heute unter dem Namen Cystenodaemonopathie bekannt. Es geht aus diesen Festsetzungen hervor, daß Saul zuerst kurzen Krisen in langen Zwischenräumen unterworfen war, daß das Uebel im Laufe der Zeit sich verschärfte und der König schließlich die Verantwortlichkeit für seine Handlungen verlor. Die Gestalt Davids nimmt dadurch eine besondere Größe an, indem er im Kampfe gegen einen unzurechnungsfähigen König alle seine Intelligenz und Charakterstärke aufbieten mußte, um sein Volk vor Unheil zu bewahren. Es wird dadurch auch bewiesen, wie aufrichtig die Bibel seinem König gegenüber ist, dessen Uebel sie nicht verschweigt. Das giebt einen neuen Beweis für den historischen Wert, den das Buch der Bücher besitzt.

B. B.-C.

* **Wer hat den „Wechsel" erfunden?** Ueber diese gewiß interessante Frage schreibt Leopold Löw in den Beiträgen zur jüdischen Altertumskunde 1. B., 2. L., S. 85: Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts, wie Blaivac, Marberger und Savary, denen Schudt folgt, führen diese Erfindung auf die Juden zurück. Aus Frankreich, so heißt es, vertrieben, sahen sich die Juden genötigt, ihr Vermögen daselbst in den Händen ihrer Freunde zurückzulassen. Um dasselbe aus Frankreich zu ziehen, schrieben sie Anweisungen, die reisende Kaufleute an Ort und Stelle abgaben, um die bezügliche Summe zu erheben. Dieses Vorgehen soll zur Erfindung der Wechsel geführt haben. Da die Juden zu wiederholten Malen aus Frankreich vertrieben wurden — unter Philipp August im Jahre 1181, unter Philipp dem Schönen 1306 — so lautet die Nachricht schon in chronologischer Rücksicht zu unbestimmt, um auf die geschichtliche Glaubwürdigkeit Anspruch zu machen. Nichtsdestoweniger hat ihr Montesquieu Glauben geschenkt, und ist sie noch in neuester Zeit in jüdischen Zeitschriften wiederholt worden. Aber selbst diejenigen, welche den Juden die Erfindung der Wechsel absprechen, haben es unterlassen, sich auf die jüdische Litteratur zu berufen. Und doch ist es gerade aus dieser Quelle klar zu ersehen, daß es eine reine Erfindung ist, die den Juden die Erfindung der Wechsel zuschreibt. Wären die Wechsel zuerst von Juden ausgegangen, so hätten sie in der mittelalterlichen jüdischen Rechtslitteratur, namentlich in den zahlreichen Gutachten, Erwähnung gefunden. Nun sind es aber Rabbiner des sechzehnten Jahrhunderts, wie Mose di Trani, Samuel di Medina, Jsaak Adarbi, Samuel Chajjun und andere, die zuerst der eigentlichen Wechsel gedenken. In ihren Schriften werden die Wechsel mit dem italienischen Namen lettre di cambio bezeichnet und mit Ausdrücken übersetzt, die dem jüdischen Schrifttum des Mittelalters fremd sind, weil ihm auch die bezeichnete Sache fremd war. Die Uebersetzung beweist, daß die Juden den Gebrauch der Wechsel von den Italienern gelernt haben. Der lebhafte Verkehr Venedigs mit dem Oriente gab auch den orientalischen Juden Gelegenheit genug, die lettere di cambio kennen und gebrauchen zu lernen. „Freies Blatt".

* **Die Mesussah.** Im jerusal. Talmud Traktat Peah, wird folgende interessante Geschichte erzählt. Artaban sandte dem Rabbi Jehuda ha-Nasi eine Perle von unschätzbarem Werte und wünschte etwas eben so kostbares von ihm als Gegengeschenk. Da sandte ihm der Rabbi eine Mesussah. Da ließ ihm jener sagen: „Ich habe Dir einen Gegenstand geschickt, der nicht zu schätzen ist, und Du sendest mir einen Gegenstand, der nur wenig kostet!" Da erwiderte der Rabbi: „Meine und Deine Kostbarkeiten kommen ihr nicht gleich. Und nicht blos das. Du hast mir einen Gegenstand geschickt, den ich hüten muß, und ich sandte Dir einen, der Dich behütet, wenn Du schläfst; denn so heißt es: Wenn Du gehst, leitet sie Dich, wenn Du Dich niederlegst, behütet sie Dich." — Der fromme Rabbi, der den Beinamen „der Heilige" führte, wollte diesen Heiden auf eine feine Art belehren, welch geringen Wert die Erdenschätze haben, da sie eitel und vergänglich sind und dem Menschen geraubt werden können, welch' hohen Wert dagegen die Lehre des Herrn, die uns die Anweisung giebt zu einem frommen und glücklichen Leben, und deren Befolgung uns die Liebe Gottes und seinen Beistand sichert. Und deshalb sandte der Rabbi ihm eine Mesussah, weil darin die Stellen der Thora verzeichnet sind, welche die Einheit Gottes lehren und die Liebe zu Gott uns zur Pflicht machen. Und wer Gott den Heiligen liebt, der

strebt selbst nach Heiligkeit, der liebt die Tugend, Recht und Gerechtigkeit, der achtet und liebt seine Mitmenschen.

Literatur.

* **Von Januar bis Dezember.** Aus Natur und Menschenleben. Ein Buch für Kinder, von Freifrau Lionel v. Rothschild. Frankfurt a. M. 1895. J. Kaufmann.

Es ist kein neues Buch, das wir hier der deutschen Lesewelt anzeigen; es ist schon 1873 in englischer Sprache erschienen und liegt nun zum ersten Male in deutscher Uebersetzung vor: aber es ist ein gutes Buch, und in unserer Zeit, wo das Beste an den Büchern gewöhnlich deren Neuheit ist, gereicht es einem Buch doppelt zum Lobe, gut zu sein, obgleich es nicht neu ist.

Ein „Buch für Kinder" muß aber auch stets diese Forderung erfüllen, daß es über den Reiz der Neuheit hinaus seinen Wert behalte. Wir Erwachsenen lesen ein Buch einmal und greifen dann zu einem andern. Anders das Kind. Das Buch, das ihm gefallen hat, nimmt es immer wieder und immer wieder zur Hand. Je vertrauter es mit den Gestalten einer Erzählung wird, desto mehr wird es erfreut, noch einmal sich in Freud und Leid seiner Lieblinge hineinzuversetzen. Man könnte darum wohl mit einer gewissen Berechtigung die paradoxe Behauptung aufstellen: Ein Buch für Kinder muß wert sein, in eine andere Sprache übersetzt zu werden, oder es ist kein Buch für Kinder. Für diese Behauptung spräche auch der Umstand, daß der Geist der Kindheit international ist, da die Kinder noch an der Schwelle des Lebens stehen, und das Leben erst die mannigfachen Verschiedenheiten in die Humanität hineinbildet, wie ja auch, nach einer Bemerkung, die schon Jean Paul in seiner Lewana mit pädagogischer Tendenz macht, „die Kinder der Samojeden schön und nur die Eltern häßlich" sind. —

Vorliegendes Buch ist nun im besten Sinne des Wortes ein „Buch für Kinder". Es ist eine wertvolle Bereicherung der Jugendlitteratur. Es ist ein Ausfluß liebevoller Hingebung eines reichen Gemüts an die Natur, ohne kalte Spekulation und ohne Schwärmerei, sowie die sinnige Behandlung solcher Seiten des Menschenlebens, die dem Kinde kein Buch mit sieben Siegeln sind.

Merkwürdig bleibt es ja, daß eine Freifrau von Rothschild, die auf den Höhen des Lebens wandelt, in den lieblichen Thälern des kindlichen Herzens so heimisch bleiben konnte. Einen nicht geringen Beitrag zu dieser Fähigkeit dürfte der hohen Dame ihre echt religiöse Erziehung geleistet haben, sowie ihre auf vielen Seiten des Buches hervortretende Vertrautheit mit der heiligen Schrift zu erkennen ist. —

Das vorliegende Buch wird sich gewiß in der deutschen Kinderwelt einbürgern, und vielleicht wird die deutsche Uebersetzung noch die Uebersetzung in andere Sprachen veranlassen. — Ganz besonders könnte eine Uebersetzung ins Hebräische von großem Nutzen sein. Es giebt noch ungeheure Striche, wo das hebräische die Litteratur-Sprache der Israeliten bildet, im europäischen Rußland wie im Orient. Den Israeliten dieser Länder fehlt ganz besonders, was die Vorzüge dieses Buches sind: einfache Naturanschauung und der Sinn für das allgemein Ethisch-Menschliche, das Element des Pädagogischen — und selbst nur als Lektüre der Lehrer und Eltern könnte dies Buch ein Segen für die Kinderwelt der russischen und orientalischen Israeliten werden. Außer dem „Buch der Bücher" fehlen uns ja im Hebräischen — „Bücher für Kinder". Mögen sich die deutschen Leser durch diese Zeilen zur Lektüre des Buches angeregt fühlen!

Brief- und Fragekasten.

Hrn. N. L., Zachau. Wir konstatieren gern, daß Ihr verewigter Schwiegervater, Hr. R. A. Neumann, die erforderlichen rabbinischen Qualifikationen besessen.

Hrn. J. R., Neuwied. Sie können unmöglich die Notiz für die Oeffentlichkeit bestimmt haben.

Hrn. S. B., Adelebsen. Wären Ihnen Personen und Dinge so bekannt wie uns, würden Sie hinter die Kulissen gesehen haben, wie wir, Sie würden noch mehr empört gewesen sein, und dann sogar mit Recht. Nur die leidige Furcht vor einem Chillul haschem hindert uns, die unerhörte Charlanterie in allen Einzelheiten zu beleuchten.

Quittung: Für den notleidenden Kultusbeamten haben wir Mk. 2,05 von Hrn. J. Goldstein, hier, erhalten. Exped.

Wochen-	August 1895.	Aw. 5655.	Kalender.
Freitag . . .	16	26	(Sabb.-Anf. 7,26)
Sonnabend . .	17	27	ראה (S. Ausg. 8,11)
Sonntag . . .	18	28	[Neumondweihe.]
Montag . . .	19	29	
Dienstag . . .	20	30	Rosch Chodesch Elul.
Mittwoch . .	21	1	Rosch Chodesch Elul.
Donnerstag . .	22	2	
Freitag . . .	23	3	

Vakanzenliste.

Rogasen. Akad. geb. Rabbiner. Fix. 1500 Mk. u. namhaftes Nbf. Keine Reisek.

Tarnowitz. K., Sch., Kore, befähigt Element.-Unt. an der Rel.-Sch. zu ert. Fix. 2000 Mk. und nicht unbed. Nbf.

Wörrstadt, Rheinhessen. Rl., K. Fix. 800 Mk., fr. Wohn. u. Heiz. Meld. an L. Schlösser.

Eisenach. Semin. geb. u. musik. befähigt. Vertreter als Rl., K., Sch.

Simmern (Rheinpr.). Zum 1. 11. oder 1. Jan. Rl., K., Sch. Meld. an Ad. Emanuel.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von E. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.